



СТРАНА И МИР

• das land und die welt • our country and the world • le pays et le monde • el pais y el mundo •

- НЭП В ПОДНЕБЕСНОЙ ИМПЕРИИ
- ПОЖИЛИ ПРИ СОЦИАЛИЗМЕ, И ХВАТ
- ПРЕСТУПЛЕНИЕ ЛЕНИНГРАДСК
- АФГАНСКАЯ ССР. ПОЧЕМУ
- ЧТО ДУМАЮТ МОСКВИ
- ЯКОБЫ ЛИБЕРАЛ
- РАЗГОВОР С М
- АПОКАЛИ
- ЧТО
-
- ДЕНЬ ПОПОВЩИНЫ
- НЕ
- ГРЭМ
- ЧУДЕСНОЕ

DEUTSCHE
SONDERAUSGABE

Die russische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Philosophie und Kultur "STRANA I MIR" (Das Land und die Welt) erscheint monatlich in München unter der Redaktion von Cronid Lubarsky, Boris Chasanow und Vadim Meniker; Gestaltung Boris Rabinowitsch. Repräsentanten der Zeitschrift: Mark Popovsky, New York, Rafael Shapiro, Jerusalem. Korrespondenten: E. Fischer (Bonn), V. Kutschinsky, G. Feron (Paris), M. Phillimore (London), B. Weil (Kopenhagen), B. Schragin (New York), A. Milman (Tel Aviv), J. Russakis (Athen) P. Rostin (Rabat). Preis einer Einzelausgabe DM 6,--, Jahresabonnement DM 60,--, nach Übersee DM 96,--, Fernost DM 106,-- inklusive Luftpostzustellung. Abonnementsbestellung durch Überweisung oder Scheck an "Das Land und die Welt e. V." mit Absenderangabe und dem Vermerk "STRANA I MIR". Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Abgelehnte Manuskripte werden mit schriftlicher Begründung an die Autoren zurückgesandt.

I n h a l t

Einführung

Samisdat (Moskau)

DIE WAHRHEIT FÜR AUSSERWÄHLTE

Im Seminar eines Ideologieaktivs

Richard Pipes (Harward)

DREI WEGE IN DIE ZUKUNFT

Sind in der Sowjetunion Reformen möglich?

Mark Deitsch (Moskau)

DER WUNSCH NACH FRIEDEN

Anmerkungen über das sowjetische Fernsehen

Juri Karabtschijewski (Moskau)

MAJAKOWSKIS AUFERSTEHUNG

Ein Kapitel aus dem gleichnamigen Buch

Viktor Dawydov (Wien)

DER TOD IN BLAGOWESCHTSCHENSK

Zur Erinnerung an Valentin Sokolow

Sergei Maxudow (Boston)

DER HUNGER DES JAHRES 33

"Ihr hättet besser arbeiten müssen"

ICH GLAUBE NICHT AN DIE KOLLEKTIVE SCHULD,

ICH GLAUBE AN DIE KOLLEKTIVE SCHAM

Ein Gespräch mit Simon Wiesenthal

=====

DAS LAND UND DIE WELT E.V., SENDLINGER STR. 37, D-8000 MÜNCHEN 2

TEL. 089/269 50 46-47, TELEX 5218017

DEUTSCHE BANK MÜNCHEN 33 96 13 (BLZ 700 700 10)

POSTGIROAMT MÜNCHEN 2239 81-804 (BLZ 700 100 80)

СТРАНА И МИР

Der gemeinnützige eingetragene Verein "Das Land und die Welt" (russisch: Strana i mir) wurde im Herbst 1983 gegründet. Seine Hauptaufgaben sind die Mitwirkung an Demokratisierungsprozessen in der UdSSR, die Unterstützung aller Tendenzen, die sich dem Totalitarismus widersetzen, Hilfeleistung für politisch Verfolgte sowie die Überwindung der künstlichen Gegensätze zwischen der russisch sprechenden Welt und dem demokratischen Westen.

"STRANA I MIR"

Zur Verfolgung dieser Ziele veröffentlicht der Verein seit Anfang 1984 eine gleichnamige Zeitschrift. In der redaktionellen Erklärung der ersten Ausgabe heißt es unter anderem:

Totalitäre Regime verschwinden nicht von selbst. Sie verschwinden, weil es Kräfte gibt, die sich ihnen entgegenstellen. Es gibt solche Kräfte in der Sowjetunion, und sie sind die Grundlage unserer Hoffnung. Vielleicht ist die Sowjetunion heute nicht der grausamste, despotischste Staat - es gibt z. B. Albanien -, aber sie ist die geistige Quelle, das Hauptquartier und die Stütze des Totalitarismus in der ganzen Welt. Sich gegen den Totalitarismus zu wehren, heißt, sich gegen den Geist des Totalitarismus zu stellen, wo immer er sich zeigt. Mit unserer Zeitschrift möchten wir uns in diesen Widerstand einreihen.

Jede Zeitschrift wendet sich an eine bestimmte Zielgruppe. Wir wenden uns in erster Linie an den Leser in der UdSSR. Das Hauptkriterium für die Veröffentlichung von Artikeln und anderem Material ist, wie wichtig und interessant sie für unsere Leser drüben sind. Wir hoffen ebenso auf die Unterstützung jener Emigranten, denen das Schicksal ihrer Heimat nicht gleichgültig ist, für die Wohl und Wehe dieses Landes ihr eigenes ist.

Wir haben uns erlaubt, ein Wort von Andrej Dmitrijewitsch Sacharow als Titel zu wählen. Hierfür gibt es zwei Gründe: Unsere Zeitschrift verfolgt keinerlei rigides politisches, ideologisches oder religiöses Programm. Wir wollen aber deutlich machen, daß die Ideale von Pluralismus und Demokratie, einer "liberalen Demokratie", wie sie am deutlichsten von A. Sacharow formuliert wurden und die am ehesten in der westlichen Gesellschaft verwirklicht sind, uns besonders wertvoll und verständlich erscheinen.

Außerdem wollen wir durch die Kombination von "Land" und "Welt" zeigen, daß unser Land ein Teil der großen Welt ist, unabhängig davon, wie sich das sowjetische Regime und konservative Ideologien dieser Erkenntnis widersetzen. Wir sind ein Teil dieser Welt und können nicht ohne sie existieren, so, wie die Welt nicht ohne uns existiert. Und wenn unsere Heimat einmal ihre Befreiung erlebt, dann nur mit der Unterstützung und der Anteilnahme der freien Welt, und nicht gegen sie.

Als unsere wichtigste Aufgabe betrachten wir es, Brücken zwischen der russisch sprechenden Welt und den westlichen Demokratien zu schlagen. Das heißt nicht, daß wir alles, was im Westen geschieht, kritiklos gutheißen. Um den Teil der Welt, den man den "Westen" nennt, objektiv be-

trachten zu können, muß man ihn kennen. Die künstlich unterbrochene Wechselwirkung zwischen der russischen Kultur zu Hause und im Ausland muß wiederhergestellt werden. Ebenso ist es nötig, sich mit der Dritten Welt zu beschäftigen, um zu erkennen, daß es eine Vielzahl wichtiger und ungelöster Probleme außer unseren eigenen gibt. Wenn wir von anderen Verständnis erwarten, haben wir kein Recht, uns vom Unglück anderer Völker abzuwenden.

Wenn mit "Das Land" die ganze Sowjetunion gemeint ist, muß man in Rechnung stellen, daß es sich um ein multinationales Imperium handelt. Und wenn wir von diesem Land als einer Einheit sprechen, so deshalb, weil seine Völker durch ein gemeinsames historisches und politisches Schicksal verbunden sind - auch wenn sie es sich nicht selber ausgesucht haben. Die Interessen aller Völker, die unter der Knute des sowjetischen Regimes leben, liegen uns am Herzen. Es kann keinen Zweifel geben, daß der Kampf um nationale Selbstbestimmung und der Kampf gegen totalitäre Systeme untrennbar miteinander verbunden sind. Hier treffen sich die Interessen des russischen Volkes und die der anderen Völker des Landes ...

Auf lange Sicht scheint es klar zu sein, daß das Schicksal der ganzen Welt von der Gegenwart und der Zukunft unseres Landes abhängt."

Die Zeitschrift erscheint monatlich mit einem Umfang von 96 Seiten. Sie behandelt politische, ökonomische, philosophische, religiöse und kulturelle Fragen. Es werden sowohl Arbeiten von Autoren in der Sowjetunion gedruckt (Samisdat) als auch Artikel von Emigranten und westlichen Autoren. STRANA I MIR macht seine sowjetischen Leser mit den hervorragendsten Vertretern westlichen Gedankenguts bekannt, die in der Sowjetunion nicht gedruckt werden, so z. B. mit Hanna Arendt, Manes Sperber, Elias Canetti, Octavio Paz und anderen. Bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben der Zeitschrift Interviews gegeben, wie Simon Wiesenthal, Juri J Ljubimow, Unterstaatssekretär Lawrence Eagleburger, die (in der Sowjetunion sehr populäre) Schauspielerin Inna Tschurikowa und Exgeneral und MdB Gerd Bastian. Bekannte russische Schriftsteller melden sich in STRANA I MIR zu Wort: Wladimir Woinowitsch, Lew Kopelew, Boris Chasanow, Grigorij Pomeranz u. a.

Es werden besondere Anstrengungen unternommen, damit die Zeitschrift zu ihren Lesern in die Sowjetunion gelangt.

"USSR NEWS BRIEF" und "LIST OF POLITICAL PRISONERS IN THE USSR"

Für seine wichtigste Aufgabe hält der Verein die Unterstützung der demokratischen Bewegung in der UdSSR. Es ist notwendig, die Isolation, in der alle Regimegegner in der Sowjetunion gehalten werden, zu durchbrechen und seine Stimme für die Verfolgten zu erheben.

Zu diesem Zweck veröffentlicht der Verein zweimal im Monat das Informationsblatt "Westi is SSSR - Prawa Tscheloweka" bzw. "USSR News Brief - Human Rights" in russischer und englischer Sprache. Der "USSR News Brief" informiert seine Leser über Vorgänge in der demokratischen Opposition des Landes, über die verschiedenen nationalen Bewegungen, die verfolgten Gläubigen aller Konfessionen, etc. Er berichtet über Verhaftungen aus politischen, nationalen und religiösen Motiven, über Gerichtsverfahren und außergerichtliche Verfolgungen sowie über die Situation politischer Gefangener. Die wichtigsten aktuellen Nachrichten verbreitet der Verein über Fernschreiber an Nachrichtenagenturen und die Presse. Dieser Telexdienst ist auf deutsch und englisch verfügbar.

Einmal im Jahr veröffentlicht der Verein das Buch "Spisok polititscheskich sakljutschonnych SSSR", "List of Political Prisoners in the USSR" auf russisch und englisch. Das Buch hat einen Umfang von etwa 350 Seiten und enthält die biographischen Daten der rund 850 politischen Gefangenen in der UdSSR, die im Westen bekannt sind (das ist nach Schätzungen etwa ein Viertel aller politischen Gefangenen, die in der UdSSR inhaftiert sind), sowie die Einzelheiten ihrer Verurteilung, ihre Anschriften und die naher Verwandter. Von etwa 300 Gefangenen sind Photos abgedruckt. Der Einführungsteil enthält Informationen über Gefängnisse und Arbeitslager in der Sowjetunion mit Plänen und Photographien, Informationen über die Haftbedingungen politischer Häftlinge, Einzelheiten über die Paragraphen der sowjetischen Strafgesetzbücher, nach denen politische Gefangene gewöhnlich verurteilt werden.

Das Informationsblatt "USSR News Brief" und die "List of Political Prisoners in the USSR" erscheinen bereits seit sieben Jahren und haben ihren Ursprung im "Samisdat", der russischen Untergrundliteratur. Seit drei Jahren erscheinen sie im Rahmen von "Das Land und die Welt e.V."

Der Verein veranstaltet Lesungen und Vorträge. Seine Mitglieder veröffentlichen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften.

Wir hoffen, durch unsere Tätigkeit ein wenig dazu beizutragen können, das totalitäre System in unserer Heimat allmählich in ein demokratisches zu wandeln und dadurch die Gefahr für Frieden und Freiheit, die unserem Planeten droht, zu verringern.

DIE WAHRHEIT FÜR AUERWÄHLTE

Im Seminar eines Ideologieaktivs

Für die Auserwählten gibt es bei uns alles. Spezialgeschäfte und Sanatorien, Dampf- und Schwimmbäder, Häuser in der Stadt und Villen im Schoße der Natur, Modeateliers und Kinos, Kindergärten und Institute. Mit einem Wort: Welchen Bereich unseres sozialistischen Lebens man auch immer nimmt, ein Platz für die Auserwählten findet sich immer, entweder irgendwie abgegrenzt oder einfach mit einem Schildchen: *Unbefugten ist der Zutritt verboten*. Für die Auserwählten gibt es bei uns sogar Spezialbücher. Kürzlich bekam ich eins zu sehen, von weitem zu sehen, denn in die Hand durfte ich es nicht nehmen. Eine gediegene Ausgabe, in unserer Mutterspache abgefaßt, allerdings ohne Angabe des Verlags, der Auflage und des Preises. Auf dem Titelblatt stand: *Josef Goebbels. Tagebücher 1945*. Es heißt, daß in derselben illegalen Druckerei, die nur Aufträge des ZK der KPdSU und des KGB ausführt, die Werke Sacharows, Solschenizyns, Sinowjews und vieler anderer gedruckt worden seien.

In unserem Land gibt es ja sozusagen alles in zwei Varianten: für uns und Sie - nur die Namen, oder noch weniger, für die, die dessen würdig sind - alles zu Hauf und in einer ausgezeichneten Qualität. So hält man es auch mit der Wahrheit. Wir und Sie bekommen nur die aus Papier und in Anführungszeichen, die Würdigen - die gediegene Wahrheit mit dem Anspruch auf Objektivität.

Denken Sie jedoch nicht, daß eben diese Wahrheit ohne Anführungszeichen der Elite auf allen Ebenen zugänglich ist. Da wird auch alles abgemessen und abgewogen: Die einen kriegen ein bißchen, die anderen mehr, und für Dritte gibt es keine Einschränkungen. Von den Dritten gibt's natürlich am wenigsten, man kann sie an den Fingern abzählen. Von den anderen gibt es mehr, doch die Information, die sie erhalten, ist genau dosiert und vage. Im Prinzip brauchen sie die gar nicht, sie sind auch so zu allem bereit, die einen aus Angst, die anderen aus Überzeugung. Andererseits muß man auch ihnen von Zeit zu Zeit einen schon abgenagten Informationsknochen zuwerfen, so wie man einem Lakaien den ausgemusterten Pelz überläßt, damit der Eifer angestachelt wird und die Begeisterung zunimmt. Das Ziel wird, das muß man sagen, ohne Mühe erreicht: Der Fetzen einer sterilisierten Information erfüllt die Herzen unserer zweitrangigen Elite mit dem Gefühl der stolzen Zugehörigkeit zu den Aus-

erwählten. Selbst diese Wahrheit, sei sie noch so winzig, ist dem Fußvolk unzugänglich ...

Kurz gesagt:

Bericht über das Seminar des Ideologieaktivs der Stadt und des Gebiets Moskau, das vom 6. bis 8. September 1984 im Haus für politische Aufklärung des Moskauer Stadtkomitees der KPdSU stattfand und dem Beginn des Studienjahrs 1984/85 im System der marxistisch-leninistischen Ausbildung der Werktätigen gewidmet war. Beim Seminar waren die Sekretäre des Rayonkomitees der KPdSU der Stadt und des Gebiets Moskau für Ideologie, die Sekretäre und stellvertretenden Sekretäre der Parteikomitees der größten Betriebe, Behörden und Hochschulen der Hauptstadt anwesend.

So eine Art, wissen Sie, Konferenz. Den "Bericht" bekam ich rein zufällig in die Hand, allerdings aus einer Quelle, die, wie man sagt, vertrauenswürdig ist. Nun, und von mir kam sie zu Ihnen; mit geringfügigen Kürzungen, freilich mit einem Kommentar, bei dem ich mich kaum zurückhalten kann.

Also:

Inhalt des Seminars. Referat: Die ideologische Tätigkeit des ZK der KPdSU im gegenwärtigen Zeitabschnitt. Referent: V.I. Stepanow - Leiter des Allunionshauses für politische Aufklärung des Zk der KPdSU ...

Dank der zur Stärkung der Disziplin ergriffenen Maßnahmen steigt seit 1983 die Arbeitsproduktivität in der Volkswirtschaft. Die Arbeitsverluste verringerten sich im vergangenen Jahr um 10,9 Mio. Arbeiterstunden.

Das ist genau das, worüber man in unserer Presse so zu schreiben pflegt: "Doch gleichzeitig gibt es in einigen Betrieben noch einzelne Fälle von pflichtvergessener Einstellung ..." usw. Doch selbst vor einer mit so viel Vollmachten ausgestatteten Zuhörerschaft riskierte es Gen. Stepanow nicht, die Gesamtarbeitsverluste zu nennen. Auch wenn man über keine blühende Phantasie verfügt, kann man sich vorstellen, wie gewaltig groß sie sein müssen, wenn trotz der Erfolgsmeldungen über den Rückgang dieser Verluste in einem Jahr fast 11 Mio. Arbeiterstunden zusammenkamen.

Gegenwärtig ist die Erläuterung der Konzeption des entwickelten Marxismus das Herzstück der gesamten marxistisch-leninistischen Ausbildung der Werktätigen. Es ist erforderlich, sich öfter den Themen über die führende Rolle der Partei zu widmen, wobei besonders der Umstand hervorzuheben ist, daß dank der Anstrengungen der KPdSU das Sowjetvolk schon fast 40 Jahre lang ohne Krieg lebt. Ge-

rade gehen die Dreharbeiten zu der Filmserie *Strategie des Sieges* mit 14 Folgen über die Tätigkeit des Hauptquartiers des Obersten Befehlshabers zu Ende.

Oberster Befehlshaber war, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, der unvergeßliche Jossif Wissarionowitsch. Sind bei all seiner Unvergeßlichkeit vierzehn Folgen nicht zu viel? Übrigens ist es durchaus wahrscheinlich, das der Menschlichste aller Menschen, der Strategischste aller Strategen und der Generalissimuste aller Generalissimusse noch ganz anderes verdient hat. Wie geht's da übrigens weiter?

Das ZK der KPdSU sah sich gezwungen, sich mit den Disco-Videotheken, den Rock-Gruppen und den Gesangs- und Instrumentalgruppen zu befassen.

Das ist echt eine Katastrophe! Das ZK läßt alle Staatsangelegenheiten liegen und befaßt sich ausschließlich mit den Rock-Gruppen. Da Gen. Stepanow nichts Konkretes über den gefaßten Beschluß mitgeteilt hat, wird dieser für die Interpreten von Pop-Musik wahrscheinlich wenig Erfreuliches enthalten. Hat denn das ZK der KPdSU wirklich keine wichtigeren Sorgen?

Im Lande wird unter den Sowjetmenschen systematisch die Religiosität verbreitet. Besonders auffallend ist dies in den zentralasiatischen Republiken, wo in letzter Zeit wandernde Mullahs in Erscheinung getreten sind, die der Jugend illegalen Koranunterricht erteilen. Als Moscheen dienen Teestuben.

Hier wäre es durchaus sinnvoll, ein wenig über alle möglichen Freiheiten nachzudenken, die von unserer Verfassung versprochen werden. Was heißt das: "illegaler Koranunterricht"? Und welcher Unterricht ist legal? Der unter der Leitung von Parteilehrern? Tja, und warum werden sich wohl Koranschüler nicht in der Moschee, sondern in der Teestube einfinden? Man hat wohl Angst. Die Gewissensfreiheit scheint es bei uns zwar zu geben, aber wenn ein junger Mann in die Moschee, die Kirche oder Synagoge geht, dann kann er sich anschließend im Institut oder im Dienst vor Unannehmlichkeiten nicht retten. Gibt es vielleicht zu wenig Moscheen? Das ist auch nicht verwunderlich: Man baut ja bei uns keine neuen Gebäude für die "Religionsausübung". Ausüben kann man die Religion schon, bloß wo? - Davon steht nichts im Grundgesetz, das hängt davon ab, wie man sich einrichtet.

Im Rahmen der antisowjetischen Tätigkeit wird aktiv die These von der gleichen Verantwortung der UdSSR und der USA für das Wett-rüsten lanciert.

Mit dieser empörenden außenpolitischen Passage beendete der Leiter des Allunionshauses für politische Aufklärung des ZK der KPdSU seinen Auftritt.

Natürlich kann so eine Passage einige Verwunderung auslösen: Wie kann die These von der gleichen Verantwortung "antisowjetisch" sein? Etwa deshalb, weil uns solche Thesen nicht gefallen. Wenn uns schon etwas nicht gefällt, dann ist es bestimmt antisowjetisch, und keine Argumente können diese Logik ins Wanken bringen, nicht einmal der Versuch lohnt. Wenden wir uns deshalb dem nächsten Referat zu:

"Die wirtschaftliche Entwicklung der UdSSR in der heutigen Zeit."

Referent: D.G. Chodschajew - Abteilungsleiter des Staatlichen Planungskomitees der UdSSR ...

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es gelungen, die Tendenz zum Rückgang des Wachstumstempos der Wirtschaft zu überwinden. Der Anstieg der Arbeitsproduktivität wird durch folgende Zahlen gekennzeichnet: 1982 waren es 2 % (laut Plan 7 %) und 1983 waren es 3,5 % (laut Plan 2,9 %). 95 % des gesamten Produktionszuwachses resultierten aus dem Anstieg der Arbeitsproduktivität bei gleichzeitiger Verlangsamung des Lohnanstiegs.

Da tun sich ja interessante Dinge auf. Achten sie mal auf die Zahlen: Anstieg der Arbeitsproduktivität um 2 % Prozent bei 7 % laut Plan. Im folgenden Jahr betrug der Anstieg schon 3,5 %, aber bei einem Plan von 2,0 %. So kommt bei uns die Übererfüllung des Plans zustande.

Ein anderer, nicht minder interessanter Umstand sind die Faktoren, denen bei uns der Produktionszuwachs zu verdanken ist. Berücksichtigt man, daß die Arbeitsproduktivität in einem Jahr um 3,5 % gestiegen ist (bei dem heutigen Stand des wissenschaftlich-technischen Fortschritts ist dies ein geringes Wachstum, das wahrscheinlich von unserer Statistik nach oben verbessert wurde), dann entfällt der Hauptteil des Produktionszuwachses auf den verlangsamten Anstieg der Löhne. Ein trauriges Eingeständnis. In der ganzen Welt steigen die Löhne stetig an, bei uns aber herrscht die Tendenz vor, sie ja nicht ansteigen zu lassen. Unsere Zeitungen sind jedoch voll von optimistischer Begeisterung: "Es lebt sich besser, es lebt sich lustiger!"

Am schwierigsten ist die Situation in der Landwirtschaft und bei den Kapitalinvestitionen. Im Gebiet Wolgograd betrug in diesem Jahr der Dreschertrag wegen der Dürre 3 Doppelzentner pro Hektar, man brachte nur das ein, was gesät wurde. Bei der Viehzucht gab es eine Veränderung zum Besseren, in vielen Gebieten muß jedoch das Lebensmittelkartensystem beibehalten werden.

Im Außenhandel bleibt die Lage schwierig. Wir sind gezwungen, hauptsächlich nur Rohstoffe zu verkaufen und Maschinen und Ausrüstungen zu kaufen, wobei diese bei weitem nicht vollkommen sind.

Akut ist die Frage nach der Nutzung der abgebauten Rohstoffe, da wir nur 7 % nutzen und alles andere zum Abfall kommt.

Gegenwärtig sind 31 % der Arbeiter mit unqualifizierter Arbeit beschäftigt. Gleichzeitig werden Roboter in automatischen Fertigungsstraßen demontiert, weil es an Personal zu ihrer Bedienung fehlt. Nur jeder dritte Arbeiter erhält eine normale Ausbildung. 20 % der Ingenieure im Lande besetzen Stellen für Nichtingenieure. 50 Millionen Menschen sind mit Handarbeit beschäftigt.

Ganz erheblich ist unser Rückstand bei den Kapitalinvestitionen. Beim Projektieren und beim Bau selbst fehlt es an Rationalität. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Bau zweier Schrottverarbeitungsbetriebe mit gleicher Kapazität. Mit dem Bau beider Betriebe wurde gleichzeitig begonnen. Einen davon baut eine österreichische Firma in Weißrußland, den anderen baut unser Trust in der Moldaurepublik. Das Areal des weißrussischen Betriebs ist um 25 % kleiner als das des moldauischen. Um genausoviel ist der Metallaufwand kleiner. Auf der Baustelle des weißrussischen Betriebs arbeiten 1 800 Menschen, beim moldauischen sind es 7 000. Der Betrieb, der von der österreichischen Firma gebaut wird, wird in zwei bis drei Monaten seiner Bestimmung übergeben; der Bau des moldauischen Betriebs wird noch einige Jahre dauern.

Die allgemein angespannte Lage in unserer Wirtschaft wird durch den akuten Arbeitskräftmangel vertieft. 1985 werden der Volkswirtschaft nur rund 800 000 arbeitsfähige Jugendliche zugeführt.

Etwas gebessert hat sich die Situation beim Wohnungsbau. Gegenwärtig beträgt in der UdSSR der Versorgungsgrad mit Wohnfläche pro Person durchschnittlich 14,6 Quadratmeter Gesamtfläche.

Im Bereich der Wissenschaft werden 170 Programme erarbeitet, für die es mitunter keine praktische Verwendung gibt und die sich häufig überschneiden. Im nächsten Fünfjahrplan soll die Zahl der wissenschaftlichen Programme bis auf 50 vermindert werden.

Nicht alle Angaben, die vom Gen. Chodschajew, einem verantwortlichen Leiter des Staatlichen Planungskomitees, mitgeteilt wurden, lassen sich der Presse entnehmen. In Bezug auf die Landwirtschaft sind die Zeitungen voll von Siegesmeldungen. In Wirklichkeit läuft da nicht alles so glatt, sogar Lebensmittelkarten, wie zu Kriegszeiten, gibt es. Das eine oder andere haben wir uns selbst denken können, manches haben wir mit halbem Ohr mitbekommen. Auf verschwungenen Umwegen habe ich aus dem Landwirtschaftsministerium eine interessante Zahl erhalten: 5 %. Genau um diesen Prozentsatz verringert

sich jährlich die Anbaufläche in unserem Land. Ist hierfür gar der Arbeitskräftemangel oder noch etwas anderes die Ursache? Jedenfalls ist es eine düstere Zahl.

Im übrigen bedarf ein großer Teil dessen, was bei dieser strengst geheimen Konferenz zur Sprache kam, gar keiner Kommentare. Zum Beispiel die Geschichte mit den beiden Schrottverarbeitungsbetrieben. Oder das Problem mit der rationellen Nutzung der Rohstoffe. Oder der Kauf unvollkommener Ausrüstungen im Ausland: Klar ist, daß nicht das Ausbildungsniveau unserer Fachleute – die bekanntlich die besten in der Welt sind – daran schuld ist, denn die erstaunlichen Tricks der Ausländer machen ihnen nichts aus. Da stecken der CIA und das Pentagon dahinter, die gegen uns intrigieren und es nicht zulassen, daß prosojetisch gestimmte Geschäftsleute, wie der Hammer, uns moderne technische Geräte verkaufen. Deshalb müssen wir uns mit Ramschwaren zufriedengeben.

Mitunter kommt man allerdings um Kommentare nicht herum. Weil sogar bei einer solch auserwählten Zuhörerschaft die hochverehrten Referenten einiges verschweigen und manches nur kurz und gleichsam widerwillig antippen. Zum Beispiel bringt Gen. Chodschaew eine Zahl: 14,6 Qadratmeter Gesamtfläche pro Person. Alles wäre gut: Die Zahl ist bemerkenswert, und deshalb brauchten wir und der Referent auf diese Frage nicht weiter einzugehen. Doch das Wörtchen "Gesamtfläche" ließ mich innehalten und eine primitive Berechnung anstellen.

Auf eine vierköpfige Familie entfallen also $14,6 \text{ m}^2 \times 4 = 58,4 \text{ m}^2$ Gesamtfläche. Davon gehen für die Küche 8 m², die Toilette und das Bad 6 m² und für den Flur 15 m² ab. Somit bleiben für eine vierköpfige Familie 29,4 m² "Nutzfläche", die man üblicherweise ansetzt, was für eine Person 7,4 m² ausmacht. Also fast nur die Hälfte dessen, was Gen. Chodschajew angab. Der Lüge kann man ihn nicht bezichtigen: Beide Zahlen sind richtig. Nur eine kleine, kaum wahrnehmbare Vertauschung – statt "Nutzfläche" heißt es "Gesamtfläche" – erlaubte es dem Referenten, ohne Mühe die Zahlen zu manipulieren, was unserer Propaganda zur Gewohnheit geworden ist. In einem Ideologieseminar ist das eine alltägliche Sache. Der Nutzen einer solchen Manipulation ist gewaltig: Die "Aktivisten" durchlaufen in der Praxis eine Schule für ihre künftigen eigenen Auftritte. Beiläufig bringen die Referenten ihren Schützlingen bei, wie man kitzzige Fragen, die zwar nicht so oft, aber trotzdem von übermäßig nüchtern denkenden Vertretern der "Massen" gestellt werden können, zu beantworten hat. Zum Beispiel wurde dem Gen. Chodschajew die Frage gestellt:

Womit ist zu erklären, daß in den Vereinigten Staaten, die eine riesige Menge Butter ins Ausland verkaufen, genügend Butter vorhanden ist?

Der Abteilungsleiter des Staatlichen Planungskomitees der UdSSR antwortete geschwind und ohne Vorbereitung:

Die Amerikaner verwenden traditionsgemäß Margarine, sie halten die Butter für ein schädliches Lebensmittel, das sich negativ auf den Organismus auswirkt.

Das ist es also. Die Butter fehlt bei uns nicht deshalb, weil es sie einfach nicht gibt, sondern deshalb, weil sie schädlich für die Gesundheit ist. Dank an die Partei und die Regierung, die sich um uns sorgt! Und noch eins: Aus dieser Antwort läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß die Amerikaner mit dem Export der Butter die übrige Welt vergiften. So weit ist es also schon gekommen!

Die Qualität der Antworten ist natürlich unterschiedlich. Und wenn der Mitarbeiter des Staatlichen Planungskomitees sich seiner Aufgabe ziemlich leicht und ohne Scharfsinn entledigt hat, so war sein Mitreferent, der erste stellvertretende Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, P.A. Rodionow, nicht so findig. Die ihm gestellt Frage regte ihn allerdings auch nicht zum Improvisieren an:

Womit ist die Rehabilitierung W.M. Molotows und seine Wiederaufnahme in die Reihen der KPdSU zu erklären? - W.M. Molotow wurde in die Partei unter Anrechnung seiner Mitgliedschaft seit 1906 für seine Verdienste um die KPdSU nach der Entlarvung der parteifeindlichen Gruppe, der er angehörte, wiederaufgenommen. Die Wiederaufnahme bedeutet allerdings keine Rehabilitierung.

Seltsam ist das schon: nicht rehabilitiert, aber durch die Wiederaufnahme in die Partei ausgezeichnet. Für was für welche "Verdienste", und das nach der Entlarvung der parteifeindlichen Gruppe (sie kennen wohl noch das alte Liedchen: "Malenkow, Kaganowitsch, Molotow und der zu ihnen gestoßene Schepilow")? Vielleicht, daß Molotow damals früher als die anderen Reue zeigte und es ihm gelang, seine ehemaligen Kampfgenossen gründlich zu denunzieren? Oder es geht um Molotows geheime Memoiren, die nicht für den Druck, sondern zwecks "Weitergabe von Erfahrungen" für das Archiv des ZK der KPdSU bestimmt sind? Die Erfahrungen des ehemaligen außenpolitischen Handlangers Stalins sind beachtlich, er wird sich an einiges erinnern können. Die Memoiren werden ganz bestimmt von derselben geheimen Druckerei gedruckt (wenn sie nicht schon gedruckt sind), die für die oberen Chargen auch die Memoiren des Doktor Goebbels herausgebracht haben.

Ein große Ehre für Molotow. Oder für Goebbels? ...

Referat: "Die Stärkung der sozialistischen Gesetzlichkeit und Rechtsordnung in der Gesellschaft des entwickelten Sozialismus."

Referent: N.A. Baschenow - erster stellvertretender Generalstaatsanwalt der UdSSR.

Die Arbeitspraxis der vormaligen Führung des Innenministeriums, als man nicht gegen die Kriminalität, sondern gegen Zahlen ankämpfte, wurde verurteilt und erhielt im ZK der KPdSU eine entsprechende Beurteilung. Am stärksten steigt gegenwärtig die Kriminalität infolge des Diebstahls persönlichen Eigentums und des Rowdytums an. Früher wurden gerade diese Daten am häufigsten manipuliert, um den Anschein eines effektiven Kampfes gegen die Kriminalität zu erwecken. Die Verantwortung für die Vertuschung von Straftaten wurde jetzt verstärkt.

Die Kriminalität ruft ernste Besorgnis hervor. Im Lande wurden rund 500 000 Müßiggänger und Vagabunden ausfindig gemacht, 90 000 von ihnen wurden zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen. Für Vagabunden wurden Sonderkolonien eingerichtet, wo sie einen Kurs für soziale Adaptation absolvieren. Vorerst gibt es in dieser Hinsicht keine wesentlichen Änderungen. 50 % dieser Personen haben keine Familie, keine Papiere und keinen festen Wohnsitz. Der angegebene Personenkreis schafft im Lande eine ungesunde Atmosphäre, wir aber lassen ihnen gegenüber unangebrachte Nachsicht walten.

Andererseits haben diejenigen zutiefst unrecht, die annehmen, in den Besserungsarbeitskolonien könne man den Menschen bessern. Es ist eher umgekehrt: Ein Drittel der Personen, die ihre Strafe in den Haftanstalten verbüßt haben, begeht innerhalb eines Jahres nach der Entlassung neue Verbrechen.

Zu einer echten Plage sind bei uns die Kleindiebstähle geworden. Von 1981 bis 1982 wurden 600 000 Personen festgenommen, die etwas von der Arbeitsstelle "mitlaufen" ließen. Doch das ist nur ein unerheblicher Prozentsatz. Nicht von der Hand zu weisen ist der Anstieg der Großdiebstähle. Im Gebiet Magadan stahl ein gewisser Kryss, Meister einer Goldwäsche, 78 kg Gold im Werte von mehr als 3 Mio. Rubel. In Buchara wurden im Handel Beschäftigte und die sie deckenden Mitarbeitern der OBCHSS (Abteilung für den Kampf gegen die Entwendung sozialistischen Eigentums und Spekulation) verhaftet. Man konfiszierte bei ihnen Schmuckwaren im Wert von 2,7 Mio. Rubel, Einlagen und Obligationen im Betrag von 153 000 Rubel, 2 Mio. Rubel Bargeld, etwa 200 Teppich usw.

1984 wurden in den ersten 6 Monaten 605 Straftaten in der Hauptverwaltung Handel der Stadt Moskau begangen, 43 davon von Mitglie-

dern der KPdSU. Die Ursache hierfür war die korrupte Leitung der Handelsorganisation, die in Haft kam. Unter anderen wurde Tregubow und Tschepurnow, die Direktoren des GUM und des Kaufhauses "Neuer Arbat", verhaftet.

Gewaltige Verluste hat das Land infolge der Trunksucht hinzunehmen: Es sind jährlich Zigmilliarden Rubel. Die Sterblichkeit infolge Trunksucht nimmt nach dem Krebs und den kardiovaskulären Erkrankungen den dritten Platz ein. 1983 wurden 11 Mio. Menschen im angetrunkenen Zustand, sowie 700 000 betrunkene Fahrer festgenommen. Bemerkenswert ist folgende Tatsache: In der Stadt Asow, Gebiet Rostow, wurde ein Stab zum Kampf gegen die Trunksucht eingerichtet, der vom ersten Sekretär des städtischen Parteikomitees geleitet wird. Diese Erfahrung sollte eine möglichst breite Anwendung finden

...

Ein interessantes Referat, nicht wahr? Doch am interessantesten ist wohl der Umstand, daß meiner Ansicht nach die meisten Angaben des ersten stellvertretenden Generalstaatsanwalts der UdSSR, obwohl sie eindeutig der offiziellen sowjetischen Propaganda widersprechen, trotzdem der Präzisierung und Ergänzung bedürfen, auch wenn es sich um Offenbarungen handelt.

In der Tat hat kaum jemand von der vormaligen Führung des Innenministeriums überlebt. Allerdings wurde nicht die Arbeitspraxis, wie Genosse Baschenow behauptet, verurteilt, sondern die Führung selbst. Andropows harte Hand schüttelte die Führungskader des Innenministeriums ganz schön durcheinander, und obwohl sich mit dem neuen Generalsekretär dieser Prozeß verlangsamt hat, ist er, dem Trägheitsgesetz folgend, wahrscheinlich nicht ganz zum Stillstand kommen. Deshalb ist es noch zu früh, ein Urteil über die Ergebnisse der Änderungen abzugeben. Es sei lediglich vermerkt, daß die Zeit der Unstimmigkeiten und des Wackelkurses im Innenministerium einigen Sowjetbürgern teuer zu stehen kam: Der gewaltige Schrecken, der jenen in die Glieder gefahren ist, denen es gelang, die Schulterstücke und Amtssessel zu behalten, hat die Tarife dieser Personen für Dienste - einfacher gesagt, die Bestechungsgelder - um ein Mehrfaches ansteigen lassen. Sie waren auch schon früher beeindruckend.

Über die Kriminalität im Lande äußert sich Gen. Baschenow besorgt, wie es sich für eine Amtsperson gehört, doch Zahlen mag er nicht nennen. Und niemand bemerkt ihr Fehlen, da wir uns so an das Verschweigen und allerlei "Geheimnisse" gewöhnt haben. Gen. Baschenow spricht gar über die Zunahme der "Diebstähle und des Rowdytums", doch wie hoch die Zahl dieser Delikte ist, bleibt ein Geheimnis. Der Referent darf sie also nicht einmal einer so vertrauenswürdigen Zuhörerschaft mitteilen.

Tauchen im Referat trotzdem irgendwelche Zahlen auf, dann sind sie nicht so sehr als solche interessant, sondern interessant sind eher die genannten Erscheinungen. Zum Beispiel

500 000 Nichtsteuer und Vagabunden: Ist das viel oder wenig? Das ist unklar. Die Dynamik bleibt unbekannt. Wieviel waren es vor drei, vor fünf oder vor zehn Jahren? Was für einen sozialen Status hatten sie in der Vergangenheit (schließlich kamen sie nicht als Nichtsteuer und Vagabunden auf die Welt)? Welche Gründe ließen sie aus der Gesellschaft aussteigen? Diese Fragen bleiben unbeantwortet, und deshalb bleibt die Zahl etwas blaß. Wir sollten trotzdem dankbar sein. Um so mehr, als sie sich erstmalig nicht nur auf "Nichtsteuer", sondern auch oder hauptsächlich auf "Nichtseßhafte" bezieht. Von den "Nichtstuern" haben wir genug gehört, in der Presse ist fast jeden Tag etwas über sie zu lesen. Das Wort "Vagabunden" ist uns bisher nicht untergekommen. Vielleicht deshalb, weil es in der russischen Literatur mit einem romantischen Nymbus umgeben ist. Vielleicht auch deshalb, weil das Vagabundentum in unseren Tagen - entsprechend der Behauptung der Sowjetpropaganda - nur dem verfaulenden Kapitalismus eigen ist. Jedenfalls wird dieses Wörtchen im Munde des ersten stellvertretenden Generalstaatsanwalts der UdSSR, das zudem durch eine eindrucksvolle Zahl (mag sie auch zu niedrig angesetzt sein) belegt ist, zu einem Begriff, der eine bestimmte soziale Erscheinung kennzeichnet. Im Strafgesetzbuch ist sie zwar schon längst definiert (Art. 209 StGB RSFSR: "Systematisches Vagabundentum oder Bettelei"), doch sowjetische Journalisten, die sich auf atypische Einzelfälle von Rechtsübertretung konzentriert haben, vermeiden dieses Thema aus irgendeinem Grund. Dabei ist das Vagabundentum für die UdSSR eine bereits typische Erscheinung. Dahinter verbirgt sich die bewußte oder unterbewußte Weigerung, mit dem Staat zusammenzuarbeiten. Das Leben der Vagabunden ist durch die Partikel "nicht" gekennzeichnet: Sie wählen nicht, nehmen nicht teil, melden sich nicht, kämpfen nicht, sind nicht stolz und haben nicht einmal einen Paß. Ihr Ausstieg aus der Gesellschaft bedeutet freilich Untätigkeit und Passivität, und vorerst gibt es bei uns davon relativ wenige. Doch auch an dieser schweigenden Nichtbeteiligung erkennt man die Keime eines baldigen Problems - das der Unabhängigkeit und des Widerstands. Unsere aufpasserische Führung wurde aufgeschreckt und machte sich so große Sorgen, daß sie beschloß, Ideologieaktivisten gegen die Vagabunden in den Kampf zu werfen.

Sodann bringt Gen. Baschenow in seinem Referat einen völlig sensationellen Gedanken zum Ausdruck. Wie sich erweist, bessern die Besserungsarbeitskolonien die Straftäter keineswegs, es ist "eher umgekehrt". Dieser Gedanke riecht nach Opposition und nach einem Anschlag auf die Grundfesten. In der

Tat lesen wir in jeder Reportage, die "einzelnen Übertretungen der sozialistischen Gesetzlichkeit" gewidmet ist, etwas über die Erziehung, Umerziehung und Besserung. Wenn es nur eine Reportage wäre! Vor mir liegt das *Besserungsarbeitsgesetzbuch der RSFSR* (achten Sie auf den Begriff "Besserung", der zu allen Bezeichnungen, z. B. Gesetzbuch, Kolonie usw., gehört). Der erste Artikel lautet: *"Das Besserungsarbeitsgesetzbuch der RSFSR hat die Aufgabe, den Vollzug einer Kriminalstrafe sicherzustellen, damit dieser nicht nur Strafe für eine begangene Straftat ist, sondern die Verurteilten im Geiste der ehrlichen Einstellung zu Arbeit, der genauen Durchführung des Gesetzes und der Achtung der Regeln des sozialistischen Gemeinschaftswesens bessert und umerzieht, die Begehung neuer Straftaten sowohl durch Verurteilte als auch durch andere Personen verhindert sowie zur Ausrottung der Kriminalität beiträgt."*

Und jetzt stellt sich heraus, daß der Vollzug nicht umerzieht, nicht bessert, nicht verhindert und nicht ausrottet. Wie kommt das! Will Gen. Baschenow vielleicht auf eine Verschärfung der Strafen - selbstverständlich mit der Einwilligung höchster Stellen - hinaus? Denn wenn eine Besserung nicht möglich ist, läßt sich Druck ausüben. Die Mitarbeiter des Innenministeriums haben da gewaltigen Erfahrungen, aber keineswegs im Bereich der Pädagogik. Am besten wäre es freilich, man könnte die Ursachen der Kriminalität und des Rückfalls beseitigen. Das Paradoxe ist nur, daß die Ursachen, wie aus allen Quellen ersichtlich ist, schon längst fehlen: weder gibt es den Zarismus noch seine Überbleibsel. Die Ursachen für die Kriminalität fehlen, dafür gibt es Straftäter, die zudem noch, das sind die Worte des Redners, unverbesserlich sind. Unverständlich allerdings, woher die dann kommen. Das sind folglich die Kosten des Sozialismus. Wie man mit Kosten verfährt, das ist bekannt. Wir haben auch keine Zeit, uns mit der Erziehung und Umerziehung zu befassen. Wir eilen dem Kommunismus entgegen.

Was die Klein- und Großdiebstähle sozialistischen Eigentums betrifft, denen Genosse Baschenow seine besondere Aufmerksamkeit widmet, so kennen wir die vom Hörensagen. Auch unsere Presse ist voll davon, und auf den Versammlungen wird dieses Thema ständig aufs Tapet gebracht. Doch die Zahl der Entwendungsdelikte nimmt nicht ab. Im Gegenteil. Sogar die Mitarbeiter der OBCHSS, deren Dienstpflicht es ist, die Entwendungen zu unterbinden und zu verhindern, beteiligen sich nach Möglichkeit an der Ausraubung des Staates. Doch darüber ist in der einheimischen Presse nichts zu lesen. Es wäre auch, wissen Sie, das Letzte, unsere ruhmreichen Organe zu diskreditieren. Unserem ersten stellvertretenden Generalstaatsanwalt der UdSSR wurde es allerdings gestattet, dieses Verbot zu übertreten - natürlich nur um des erbaulichen Zweckes willen. Und wenn Gen. Baschenow die Mitbeteiligung der OBCHSS-

Mitarbeiter am "Fall Buchara" auch nur flüchtig erwähnte, so ist es durchaus folgerichtig anzunehmen, daß solche Dinge nicht nur in Buchara passieren.

Interessante Fakten führt Gen. Baschenow auch hinsichtlich der Trunksucht in der UdSSR an. Sie sind besonders deshalb interessant, weil die Presse bei all ihrer Entrüstung über die Alkoholiker und Säufer Hemmungen hat, Zahlen zu nennen. Der mutige Gen. Baschenow hatte aber keine Hemmungen. Um so bedauerlicher ist es, daß sie in seinem Referat nicht sonderlich genau sind.

Vor allem: "... Die Sterblichkeit infolge Trunksucht nimmt nach dem Krebs und den kardiovaskulären Erkrankungen den dritten Platz ein." In vielen Fällen führt ja die Trunksucht zu kardiovaskulären Erkrankungen. Und unsere medizinische Statistik - sie ist übrigens auch ein Geheimnis mit sieben Siegeln - berücksichtigt diesen Umstand **a b s i c h t l i c h** nicht. Denn sonst würde die Trunksucht als Todesursache schon längst den ersten Platz einnehmen.

Weiter: elf Millionen Menschen, die 1983 im betrunkenen Zustand festgenommen wurden. Die Zahl mag vielleicht genau sein, vom realen Bild ist sie jedoch weit entfernt. Erstens wird diese Zahl durch die beschränkte Zahl der Plätze in den "Ausnüchterungsräumen" begrenzt. Und wenn die "Ausnüchterungsräume" voll belegt sind, dann liest die Mlliz keine Betrunkenen von der Straße auf. Zweitens gibt es in Kleinstädten und auf dem Lande überhaupt keine Ausnüchterungsräume. Die Betrunkenen werden dort überhaupt nicht erfaßt. Das heißt, daß sie auf dem größten Teil des Territoriums der UdSSR nicht erfaßt werden.

Was die 700 000 betrunkenen Kraftfahrer betrifft, die ebenfalls 1983 festgenommen wurden, so ist ihre tatsächliche Zahl meiner Ansicht nach mindestens dreimal so hoch. Auf dem Lande setzen sich Fahrer überhaupt nicht ans Steuer, ohne sich vorher mit Alkohol "aufgewärmt" zu haben. Und anhalten kann sie auch niemand, eine Verkehrspolizei gibt's dort nicht. In den Städten gibt es natürlich eine Verkehrspolizei. Deshalb ist es in Moskau für einen betrunkenen Fahrer besser, wenn er den Verkehrspolizisten nicht unter die Augen kommt, das könnte ihm nämlich teuer zu stehen kommen. Im direkten Sinne des Wortes. Der Betrag, mit dem man sich in der Hauptstadt je nach dem Grad der Trunkenheit und der Konfliktträchtigkeit der Situation "loskaufen" kann, schwankt zwischen 100 und 500 Rubeln. Es heißt, in anderen Städten sei der Betrag geringer. Ja, in der Provinz ist nun mal alles billiger.

Welche Maßnahmen im Kampf gegen die Trunksucht schlägt Gen. Baschenow vor? Man solle sich nach der Stadt Asow, Gebiet Rostow, richten, wo ein "Antialkohol-Stab" mit dem ersten Parteisekretär der Stadt an der Spitze eingerichtet wurde. Sollte diese Initiative aufgeriffen werden, dann kann man auch entsprechende Stäbe in den Gebieten und Republiken und schließlich einen All-

unionstaß zum Kampf gegen den "grünen Alkoholdrachen" unter der Leitung von Michail Sergejewitsch Gorbatschow einrichten.

Die Verbreitung des Alkoholismus hatte nach Engels zwei eng miteinander verbundene Gründe: die Zugänglichkeit geistiger Getränke und die schweren Arbeitsbedingungen. Hinsichtlich unseres Landes zieht Gen. Baschenow diesen Schluß natürlich nicht. Wir tun das auch nicht. Lassen wir's.

Nach dem Referat wurde dem ersten stellvertretenden Generalstaatsanwalt der UdSSR nur eine einzige Frage gestellt. Da ist sie:

Wurde der ehemalige Innenminister der UdSSR, Schtschokolow, zur Verantwortung gezogen?

Achten Sie mal drauf: Die Frage ist so gestellt, als sei der Frager bereits über die Sünden des Exministers informiert, als gehe es nur um die gerechte Strafe. Er ist bestimmt unterrichtet - bloß wir und Sie wissen nichts, diese Sache ist für uns zu hoch. Doch auch der Fragesteller - ein gut informierter Vertreter der Partielite - hat in seinem Wunsch, der größten Geheimnisse teilhaftig zu werden, das gewisse Maß überschritten. Deshalb war die Antwort des Referenten kurz und trocken:

Mit Schtschokolow befassen sich jetzt die, die dafür zuständig sind.

So ist das also. Mischt euch nicht in Dinge ein, die euch nichts angehen. Und wenn ihr was wißt, dann haltet die Klappe. Es steht euch nicht an, aus der Schule zu plaudern, dazu seid ihr viel zu klein.

Den aufdringlichen Mitarbeiter aus dem Bereich Ideologie hat Gen. Baschenow ganz schön runtergeputzt. Als ob er vorausgesehen hätte, daß diese Frage in einigen Monaten bereits nicht mehr aktuell sein würde.

Als hätte er's gerochen.

Zunächst schien sich da etwas anderes zusammenzubrauen: Schtschokolow wurde der Generalsdienstrang aberkannt, denn nach dem herrschenden Brauch darf ein General nicht von einem Strafgericht abgeurteilt werden. Da es zu einer Aberkennung kam, sollte er, das war anzunehmen, abgeurteilt werden. Doch selbst wenn dieses Verfahren stattgefunden hätte, hätten wir trotzdem nichts Genaueres erfahren. Aber irgendeine Information, sei sie auch noch so gering, wäre doch durchgesickert ...

Gehofft haben wir aber umsonst: Schtschokolow ist gestorben. Er scheint jedoch nicht einfach abgekratzt zu sein. In Moskau hält sich das hartnäckige Gerücht, Schtschokolow habe sich mit einem Jagdgewehr in den Kopf geschossen. Weil sie ihm seine persönliche Waffe schon längst abgenommen hatten. Freilich hatte man ihn auf freiem Fuß gelassen. Denn im Gefängnis gibt's gar keine Möglichkeit, sich das Leben zu nehmen. Statt dessen hatte man seinen Sohn

urplötzlich verhaftet, einen hohen Offizier beim Innenministerium, der angeblich irgendwie in die Angelegenheiten seines Vaters verwickelt gewesen sein soll. Man munkelt, diese Verhaftung habe Schtscholokow in den Selbstmord getrieben.

Es wäre schon gut, könnte man alle diese Gerüchte überprüfen. Bloß wie?

Auch wenn sie sich bewahrheiteten, wenn sich herausstellen sollte, daß Schtscholokow doch Selbstmord begangen hat, dann würde sein Tod keinen geringeren Verdacht hervorrufen, als wenn er vor dem Gerichtsverfahren "wegen seines vorgerückten Alters" (er war über siebzig) verstorben wäre. Sowohl in dem einen als auch in dem anderen Fall wäre der Exgeneral und Exinnenminister der UdSSR irgendwie sehr rechtzeitig gestorben. Als ob sich jemand darum gekümmert hätte, damit keine Information aus dem Leben der "Oberen" zu uns dringen ...

Und so war es auch. Das heißt, Genosse Baschenow hat die Frage richtig beantwortet, er hat es verhindert, daß streng geheime Informationen durch eine undichte Stelle entwichen sind. Oder "wußte" er möglicherweise "nicht Bescheid"? Oder gehört er etwa auch zu den nicht besonders gut Informierten? Vielleicht sind alle die, die ein Referat bei diesem Seminar gehalten haben, Teilnehmer an ähnlichen Seminaren, die für noch Auserwähltere sind? Wo die Zuhörerschaft noch weniger zahlreich ist, die Informationen über unser Leben freimütiger und vielfältiger sind und die Referenten noch eine Rangstufe höher stehen? Die wiederum sind ...

Tja, und so weiter.

M. D.

Moskau, 1985

DREI WEGE IN DIE ZUKUNFT

Sind in der Sowjetunion Reformen möglich?

1.

Es gibt zwei Grundeinstellungen zu den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen. Die Anhänger der ersten benutzen sozusagen die Methoden der Meteorologie, indem sie regelmäßig das Klima in den Beziehungen zwischen Ost und West beobachten. Anzeichen für dieses Klima suchen sie in der Rethorik, die aus Washington und Moskau kommt, auszumachen, darin, ob Gespräche und Dialoge geführt werden oder nicht und mit weicher Energie Washington und Moskau in Gebieten miteinander rivalisieren, die nicht unmittelbar ihrer Kontrolle unterstehen. An diesen Ansatz halten sich die Journalisten, denn er erlaubt es, sich auf konkrete Ereignisse zu konzentrieren, über die man in den Nachrichten berichten kann und die sich direkt analysieren lassen. Dieser Ansatz herrscht auch in den liberalen Kreisen vor, wo man annimmt, es gebe zwischen den Nationen keine wesentlichen Unterschiede hinsichtlich des Wertesystems und der Interessen und die Konflikte zwischen den Nationen beruhen auf dem Unverständnis füreinander oder dem fehlenden Streben nach Übereinkunft, hauptsächlich auf Seite der amerikanischen Administration.

Der andere Ansatz ist eher ein geologischer. Seine Anhänger sind sich bewußt, daß der Ost-West-Konflikt auf den grundsätzlichen Unterschieden zwischen den beiden Gesellschaften beruht, auf den Unterschieden, die durch die Ideologie und die politische Struktur der entsprechenden Länder bedingt sind. Eine harte Diplomatie und die militärische Bereitschaft können verhindern, daß sich diese Meinungsverschiedenheiten in offene Feindschaft verwandeln, sie können jedoch den ursprünglichen Antagonismus nicht verändern. Dieser zweite Ansatz herrscht unter den westlichen Konservativen vor, an ihn hält sich auch die sowjetische Führung.

Keiner der beiden Ansätze kann völlig befriedigen. Zweifellos sind die Beziehungen zwischen souveränen Staaten etwas mehr als nur die Schwankungen des politischen Barometers. Es gibt fraglos wesentliche Unterschiede im Wesen und in der Lebensart einer demokratischen und einer kommunistischen Gesellschaft, Unterschiede, die sich weder durch den Ausbau der Kontakte zwischen den Menschen noch durch den guten Willen oder durch eine entsprechen-

de Verhandlungstechnik aus dem Wege räumen lassen. Diese Unterschiede wirken sich auf die Beziehungen zwischen den beiden Gesellschaften aus, da zwischen den inneren Verhältnissen im Lande und seinem Verhalten nach außen ein direkter und enger Zusammenhang besteht: Die Außenpolitik wird letztlich durch die inneren Verhältnisse im Lande bestimmt und durch die politische Kultur der Gesellschaft geformt. Läßt man dies gelten, dann sind die bestimmenden Faktoren, die auf die Entwicklung der Ost-West-Beziehungen einwirken, nicht in den tagtäglichen Beschlüssen der Führer beider Blöcke zu suchen. Um die Verschiebungen in diesen Beziehungen zu verstehen, bedarf es großer Anstrengungen, der einfache Blick auf das politische Barometer, das zwischen dem Extrem einer Sonneneruption und dem des kalten Kriegs ausschlägt, genügt nicht. Die uns interessierenden Faktoren hat man in den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systemen und Kulturen zu suchen, die in der westlichen und der östlichen Gesellschaft dominant sind.

Den Anhängern dieses konservativen Standpunkts läßt sich entgegen, daß es in der Natur nichts Beständiges und Unveränderliches gibt. Schließlich sind sogar geologische Formationen Veränderungen unterworfen, selbst wenn sie für das menschliche Auge langsam und unmerklich vonstatten gehen. Wenn sich gar Kontinente verschieben, dann gilt das erst recht für das, was von Menschenhand geschaffen wurde. Geht man davon aus, daß die Außenpolitik eine Funktion der Innenpolitik sei, dann kann man annehmen, daß bei Veränderung der inneren Verhältnisse innerhalb der Blöcke sich auch ihr äußereres Verhalten ändert. Die Führer der Sowjetunion sind sehr darum bemüht, den Eindruck entstehen zu lassen, als seien alle im Lande sich abspielenden Änderungen das Ergebnis ihrer eigenen, bewußt und durchdacht gefaßten Beschlüsse. Es liegt allerdings auf der Hand, daß sie auf Änderungen reagieren müssen, die durch unabhängige Faktoren bedingt sind, wie der Druck, den die große Schicht der gut ausgebildeten technischen Intelligenz ausübt, die demographischen Verschiebungen und die Stimmungsveränderungen in der jungen Generation.

2.

Der Zusammenhang zwischen den inneren Verhältnissen in der UdSSR und der sowjetischen Außenpolitik wird jedoch von den westlichen Fachleuten, die die Beziehungen zwischen Ost und West behandeln, beharrlich ignoriert. Die Analyse dieser Frage geht in der Literatur und auch in vielen wissenschaftlichen Monographien, selten über ein mittleres journalistisches Niveau hinaus. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf Handlungen und Ereignisse, nicht aber auf die Struktur und die Prozesse. Die Außenpolitik wird so betrachtet,

als hänge sie völlig vom freien Willen der Führer ab. Dabei werden die tiefgehenden Beobachtungen der namhaftesten Dissidenten aus der UdSSR und Osteuropa gänzlich ignoriert. A. Sacharow, A. Solschenizyn, M. Djilas und A. Michnik sehen die Wurzeln der sowjetischen Aggressivität und der von ihnen geschaffenen Bedrohung des Weltfriedens in den im kommunistischen Block herrschenden inneren Verhältnissen. Diese Autoren weisen nach, daß in diesen Ländern das Verhalten der selbsternannten Elite gegenüber anderen Staaten dadurch bestimmt wird, wie sie sich gegenüber ihren eigenen Bürgern verhält. Hieraus ziehen sie den Schluß, daß sich der Westen den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen innerhalb der kommunistischen Gesellschaften nicht nur aus philanthropischen und idealistischen Motiven, sondern auch aus rein egoistischen Motiven widmen muß. Im Umgang mit den westlichen "Friedens"bewegungen, die in der Überzeugung handeln, daß die vorhandenen Waffen den Frieden gefährden, formuliert eine Gruppe polnischer Intellektueller und Anhänger der "Solidarität" diesen Standpunkt völlig eindeutig:

"Staaten mit einem totalitären politischen System bedrohen den internationalen Frieden; die Notwendigkeit zur aggressiven Expansion entsteht überall da, wo sich die Macht auf die Stärke und Lüge stützt, wo die Gesellschaft der Möglichkeit beraubt ist, auf die Regierungspolitik einzuwirken, wo die Regierungen Furcht vor denen haben, die sie regieren und gegen die sie einen Krieg führen ... Die einzige Ideologie der Totalitaristen besteht darin, um jeden Preis die Macht zu behalten. In der gegenwärtigen Krise kann sich bei ihnen die Meinung durchsetzen, daß man sich um dieses Zieles willen sogar zu einem Krieg entschließen könne."

Hierauf ließe sich entgegenen, daß selbst dann, wenn die angeführte These richtig wäre, sie keinen Bezug zur Wirklichkeit hätte, da totalitäre Regime kraft Definition zur inneren Evolution unfähig seien und jeglichen Einfluß von außen abstoßen; folglich liefen die Versuche des Westens, die sowjetische Aggressivität zu schwächen, nur darauf hinaus, mit den zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln die Hauptquellen der Unstimmigkeiten durch den Abschluß von Verträgen und mittels des zu führenden "Dialogs" zu beseitigen. Dieser Einwand ist nicht überzeugend. Eine eingehendere Betrachtung der inneren Verhältnisse in kommunistischen Gesellschaften und auch in der Sowjetunion zeigt, daß diese Gesellschaften von den Krämpfen einer schwerwiegenden Systemkrise erfaßt sind, was die Führer früher oder später zu energischen Aktionen zwingen wird, die ihrerseits die sowjetische Außenpolitik nachhaltig beeinflussen werden. Eine andere Frage ist es, ob eine Änderung des innenpolitischen Kurses zu einer Verstärkung oder Abschwächung der harten Außenpolitik führen wird, ob sie eine Wende zu friedlichen Reformen bei sich zu Hause bewirkt

oder sich einen Ausweg nach außen sucht, indem die militärische Aggressivität als Ersatz für die Reformen verstärkt wird.

Die gegenwärtige Krise des Sowjetsystems ist eine doppelte Krise: eine politische und eine wirtschaftliche. Faßt man es etwas weiter, dann läßt sich sagen, daß beide Krisen aus der wachsenden Diskrepanz zwischen der Last der Verantwortung, die sich die kommunistische Elite zu Hause und im Ausland aufgeladen hat, und den vorhandenen Ressourcen an Menschen und Material, über die sie verfügt, um diese Last zu tragen, entstanden sind. Die politische Krise ist zunächst und vor allem eine Krise der kommunistischen Partei als Institution. Die Partei war ursprünglich als absolut gehorsames Instrument ihrer Führung gedacht, mit dessen Hilfe man die Widerstand leistende Bevölkerung zwingen konnte, sich auf dem Weg zum Traum einer utopischen Gesellschaft, die sich eine Gruppe radikal gestimmter Intellektueller ausgedacht hatte, vorwärts zu bewegen. Im Laufe der Jahre verwandelte sich jedoch die Partei in eine privilegierte, ihren eigenen Interessen dienende Klasse, an deren Spitze sich eine rein parasitäre Schicht, die Nomenklatur, bildete. Diese durch Privilegien und Korruption pervertierte Schicht verlor nach Stalins Tod jegliches Pflichtgefühl, jegliches Gefühl dafür, Idealen zu dienen, sei es dem des Kommunismus oder dem der Nation. Ihre Angst vor jeder Änderung des stalinistischen Systems, der Quelle ihrer Macht und Privilegien, ist so groß, daß sie als Führer immer schwächere Generalsekretäre wählt. Die Partei, ganz von ihren eigenen Interessen in Anspruch genommen, von der Bevölkerung entfremdet und durch das Fehlen einer energischen Führung geschwächt, riskiert, die Kontrolle zu verlieren. Dies haben die Ereignisse von 1980/81 in Polen gezeigt, als die kommunistische Partei feststellte, daß sie von der unzufriedenen Bevölkerung beiseite geschoben wurde und die Macht den Militärs übertragen mußte. Die politische Krise hat das gesamte Sowjetimperium, das sich übermäßig ausgedehnt hat, gelähmt, und seine Bewohner stellen immer dringlicher politische und andere Forderungen auf, doch Moskau ist nicht mehr imstande, diesen Forderungen zu entsprechen oder sie zu unterdrücken.

Die wirtschaftliche Krise wurde durch die geringe Arbeitsproduktivität ausgelöst. Sie ist ihrerseits durch zwei Faktoren bedingt: durch die übermäßige Zentralisierung wirtschaftlicher Entscheidungen in den Parteiorganen und durch die ungenügenden wirtschaftlichen Anreize für die Arbeiter und Bauern, die eigentlich nicht dafür bezahlt werden, was sie produzieren, sondern dafür, wieviel Zeit sie für ihre Arbeit aufwenden. Der Rückgang des wirtschaftlichen Wachstums wirkt sich ungünstig auf die Fähigkeit Moskaus aus, sich in ehrgeizige militärische und imperiale Abenteuer einzulassen. Schon seit mehr als zehn Jahren sehen sich die Planungsorganisationen gezwungen, erhebliche Mittel aus

dem Bereich der Kapitalinvestitionen in den militärischen Bereich zu pumpen. Langfristig gesehen führt das zwangsläufig zu einem weiteren Rückgang des industriellen Wachstums. Das Produktionspotential des Landes wird durch das Wirtschaftssystem, das vor allem dazu da ist, der Nomenklatur die Sicherheit und Macht zu gewährleisten, niedergehalten. Theoretisch ist die Regierung in der Lage, den auch so schon ärmlichen Konsum noch mehr einzuschränken, doch praktisch wagt sie diesen Schritt nicht, weil sie Streiks und Unruhen in den Industriezentren befürchtet und es lieber in Kauf nimmt, die wirtschaftliche Zukunft des Landes zu gefährden.

3.

Eine Krise dieses Ausmaßes, die durch Desinformation und militaristische Propaganda vertuscht wird, läßt sich durchaus unter den Begriff "revolutionäre Situation", wie er von Lenin geprägt wurde, subsumieren. Für ihn bedeutete dieser Terminus eine ausweglose Situation, wenn die Oberschichten nicht mehr auf die alte Weise leben können und die Unterschichten es nicht mehr wollen. Eine Gesellschaft in der Sackgasse kann man als reif für die revolutionäre Explosion bezeichnen. Doch damit es zu einer Revolution kommt, bedarf es noch des subjektiven Moments, und zwar der Fähigkeit und des Wunsches zu handeln. "Die alte Regierung ... wird nie, nicht einmal in der Epoche der Krisen "stürzen", wenn man sie nicht "zu Fall bringt" (W. I. Lenin, "Der Zusammenbruch der II. Internationale", *Werke*, Bd. 21). Fehlt dieses subjektive Element, wie es in Deutschland und Rußland im 19. Jahrhundert der Fall war, dann löst sich die revolutionäre Situation ohne Folgen auf.

Wenn Lenin heute leben würde, käme er wahrscheinlich zu dem Schluß, daß die Voraussetzungen im Lande den Kriterien für eine "revolutionäre Situation" entsprechen. Zweifellos steckt der Sowjetblock in einer bei weitem tieferen wirtschaftlichen und politischen Krise als Rußland und Deutschland im 19. Jahrhundert. Es fehlt allerdings das subjektive Element, das heißt die Fähigkeit und der Wunsch, die revolutionäre Situation in eine Revolution zu verwandeln. Die Fähigkeit, eine Revolution zu machen, ist durch den großen Unterdrückungsapparat erschüttert. Er wurde von den kommunistischen Regimen zu einer bis dahin unbekanntem Größe ausgebaut, weil sie, nachdem sie durch die Revolution an die Macht gekommen waren, beschlossen, diese nicht auf die gleiche Weise zu verlieren.

Doch wie die Ereignisse in Ungarn, der Tschechoslowakei und Polen gezeigt haben, läßt sich bei vorhandenem revolutionärem Willen sogar dieses Hindernis überwinden. In Rußland fehlt der revolutionäre Wille. Die historische Er-

fahrung zwingt die Menschen jeder politischen Orientierung, den Sturz der Macht noch mehr zu fürchten als den Despotismus und die Gewalt als den Weg zu Änderungen abzulehnen. Bis 1917 war der Glaube der russischen Intelligenz an die angeborene Güte und den demokratischen Geist ihres Volkes unbegrenzt. Sie war überzeugt davon, daß gleich nach dem Fall des Zarismus die Demokratie an seine Stelle treten und auf der ganzen Linie triumphieren würde. Die Ereignisse der Revolution haben diese Illusionen im Geiste Rousseaus zerstört. In der Sowjetunion ist die heutige Generation gebildeter Menschen vom revolutionären Romantismus geheilt. Sie ist der Ansicht, daß im Falle eines Sturzes der Sowjetmacht ein politisches Vakuum entsteht und die viertel Milliarde Bewohner des Landes alte Rechnungen miteinander begleichen werden: Das Dorf zieht gegen die Stadt, die Russen gegen die Juden, die Muslime gegen die Russen, die Armenier gegen die Muslime; es beginnt ein apokalyptischer Krieg aller gegen alle. Doch selbst die wenigen, die bereit sind, diesen hohen Preis zu bezahlen, nur um das Land von der kommunistischen Tyrannei zu befreien, erwarten von der Revolution nichts Gutes. Die Russen haben die Revolution in ihrer wütenden Grausamkeit und Härte erduldet und nicht nur ihren furchtbaren Preis, sondern auch ihre Nutzlosigkeit erfahren. Wieviel Eier hat man zerschlagen, doch ein Omlett ist dabei nicht herausgekommen!

In der Sowjetunion ist also eine allgemeine Enttäuschung über die Strategie der politischen Gewalt zu spüren. Zumindest tritt kein einziger bekannter Dissident der demokratischen oder der nationalen Richtung dafür ein. Beide oppositionellen Lager stimmen darin überein, daß Rußland nur auf dem Wege der allmählichen und friedlichen Änderungen aus der Krise herauskommt. Wenn es dafür erforderlich ist, daß das Politbüro und die Nomenklatur an der Macht bleiben, dann soll es so ein ... zumindest für einige Zeit. Der folgende Auszug aus einer Veröffentlichung des Samisdat mit extrem antikommunistischem Inhalt ist in dieser Hinsicht überaus kennzeichnend:

"Die Bevölkerung der UdSSR ist in ihrer großen Masse noch lange nicht zur unmittelbaren Volksherrschaft bereit. Und eine neue Revolution in der UdSSR wäre ein echtes Unglück für das Land. Solschenizyn glaubt sogar, daß das moralische Niveau des Volkes jetzt niedriger ist als 1917. Ich weiß es nicht. Vielleicht. Jedenfalls ist es ganz offensichtlich, daß man ohne eine ausreichend lange Erfahrung einer k o n s e q u e n t e n D e m o k r a t i s i e r u n g d e s g e g e n w ä r t i g e n s o z i a l p o l i t i s c h e n S y s t e m s nicht das Risiko eingehen darf, die nach Millionen zählenden Massen der politisch unerfahrenen Bevölkerung in die überaus schwierige sozialpolitische Umgestaltung des Landes einzubeziehen ... Eine strukturelle Verbesserung des Systems ist seiner Zerstörung vorzuziehen. Ein

reformiertes System hat gegenüber einem neu zu schaffendem System eine Menge Vorteile. Die Erfahrung der westlichen Demokratien dient uns dafür als Bürgschaft. Da, wo das Prinzip der Kontinuität zwischen dem Alten und Neuen strikt eingehalten wird ..., da ergibt sich das stabile System einer repräsentativen Demokratie nach englischem oder schwedischem Muster" (Ju.K. Petrow, *Metarmofosy russkogo liberalisma*. Samisdat).

Der politische Konservatismus, der sich in den gebildeten Schichten der Gesellschaft breit gemacht hat, ist natürlich keine Garantie dafür, daß die Revolution nicht von selbst infolge eines Machtsturzes völlig unvermutet ausbricht. Der Leninsche Grundsatz "die Regierung stürzt nicht, wenn man sie nicht zu Fall bringt" scheint uns viel zu hart zu sein, da die zarische Regierung unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrach und nicht in der Lage war, mit den Belastungen der Kriegszeit fertigzuwerden. Wie dem auch sei, die Wahrscheinlichkeit einer revolutionären Explosion in der Sowjetunion ist zweifellos dadurch gemindert, daß die öffentliche Meinung in dieser Frage auf der Seite der Nomenklatur steht. Eigentlich möchte die Opposition die Nomenklatur nicht stürzen und die Macht in die Hand nehmen, sondern sie hofft, deren Befugnisse durch die Ausweitung des privaten Sektors eingrenzen zu können. Diese Absichten stellen, möglicherweise eine gewisse Gefahr für ein totalitäres Regime dar, gefährden es jedoch keineswegs durch unkontrollierbare Gewalt.

4.

Schließt man eine Revolution aus, dann eröffnen sich für das sowjetische Regime drei Möglichkeiten: die Rückkehr zum Stalinismus, eine intensivere äußere Aggression, die zu einer globalen bewaffneten Auseinandersetzung führt, und eine innere Reform.

In der Nomenklatur sowie in den wenig gebildeten Schichten der Gesellschaft ist eine Sehnsucht nach der Stalinzeit zu verspüren, selbstverständlich nicht nach Repressionen, sondern nach einem idealisierten Regime der Ordnung und Disziplin, in dem jeder seine Arbeit tut und Korruption ein Fremdwort ist. Es könnte der Eindruck entstehen, daß dieser so beschönigte Stalinismus der Sowjetgesellschaft die Möglichkeit eröffnet, ohne gefährliche Reformen aus der schwierigen Situation herauszukommen. Doch dies ist reine Utopie. Der Stalinismus läßt sich aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht wiederetablieren, hauptsächlich deshalb nicht, weil sich der komplizierte rüstungsindustrielle Komplex des Landes heute nicht mehr mit grober Gewalt, isoliert von der übrigen Welt, steuern läßt. Selbst die Nomenklatur hat nicht vergessen, wie gefährlich und schwer das Leben unter Stalin war, wie viele aus ihren eigenen Rei-

hen infolge der sogenannten Säuberungen umkamen. Jedenfalls ist es nach 30 Jahren der allmählichen Demontage und des Zerfalls des Stalinismus unsinnig, von seiner Wiedergeburt zu sprechen. Man müßte ihn neu schaffen und einführen. Es entsteht der Eindruck, daß diejenigen, die so sehnsüchtig vom Stalinismus reden, dies wissen und sich nie mit der Rückkehr zu ihm abfinden würden. Die Sehnsucht nach der Stalinära erinnert an die Sehnsucht der bürokratischen und konservativen Kreise Rußlands während der "revolutionären Situation" zwischen 1870 und 1880, als man die alten goldenen Tage unter Nikolaus I. zurücksehnte, da die Bauern durch das Leibeigenschaftsrecht im Zaum gehalten wurden und die Regierung keine anderen Anschauungen duldete. Heute wie damals bedeutet diese Angewohnheit des Rückblickens in die Vergangenheit, daß es der Regierungsapparat nicht wünscht, sich mit der sich ändernden Wirklichkeit auseinanderzusetzen und schmerzhaft, aber unumgängliche Reformen durchzuführen.

In mancherlei Hinsicht besteht der leichteste, wenn auch gefährlichste Ausweg aus der Krise darin, die internationalen Spannungen zu verschärfen. Die Kriegspsychose, eines der Hauptprodukte der sowjetischen Propagandamaschine, die schon seit den zwanziger Jahren läuft, lenkt die Aufmerksamkeit der Massen ab und ermöglicht es, von den Werktätigen außerordentliche Opfer zu verlangen und die Opposition im Namen der patriotischen Pflicht zu unterdrücken. Zu diesem Zweck hält die sowjetische Propaganda die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bis zum Überdruß wach und verweist ständig auf die Verbindungen zwischen dem Faschismus und dem amerikanischen "Imperialismus". Kriegspsychosen sind allerdings gefährlich, da sie gewöhnlich außer Kontrolle geraten und ihr logischer Schlußpunkt der Krieg ist. Es läßt sich nicht ausschließen, daß sich die Nomenklatur zum Krieg entschließen wird, nur um inneren Reformen aus dem Wege zu gehen. Nach Auffassung einiger Beobachter, würde sich die Nomenklatur auf dieses Risiko einlassen, falls sie ihre Existenz im Lande stark bedroht fühlte. Je größer die Wahrscheinlichkeit für einen schnellen und billigen Sieg, desto größer die Versuchung, diesen Ausweg aus einer unerträglich schwierigen Situation zu wählen. Es ist völlig klar, daß die militärischen Gegenvorbereitungen des Westens einen solchen Plan minder verlockend machen.

Hält man eine Revolution wegen des fehlenden Rückhalts in der Gesellschaft für unwahrscheinlich, schließt man die Rückkehr zum Stalinismus wegen der Utopie dieser Idee und die Zuflucht zum Krieg wegen seines ungewissen Ausgangs aus, dann bleibt die Reform der einzige Ausweg aus der "revolutionären Situation", in der sich die Sowjetunion befindet. Lebenswichtig für Rußland, seine unterworfenen Völker und die übrige Menschheit ist die Frage, ob

die sowjetische Nomenklatur die Schwierigkeiten in einem realen Licht sieht, ob die nüchterne Analyse der Fakten die Oberhand gewinnt über den Bluff und das Prinzip "Nach mir die Sintflut". Auch in früheren Zeiten hatten die herrschenden Eliten zwischen den Versuchen, die gesamte Macht mit allen Privilegien zu behalten und dabei zu riskieren, alles zu verlieren, und dem Entschluß zu wählen, auf Privilegien teilweise zu verzichten, in der Hoffnung, das Übrige zu behalten. Die Geschichte kennt Beispiele für beide Varianten. England vermochte es, eine Revolution im Laufe von drei Jahrhunderten zu vermeiden, weil die Monarchie, die Aristokratie und der Mittelstand die Unvermeidlichkeit von Änderungen begriffen und rechtzeitig Konzessionen machten. Im imperialistischen Rußland behielten die starrköpfigen Konservativen die Oberhand. Das gleiche gilt heute für Lateinamerika.

Die Fachleute sind sich nicht einig darüber, wie sich die sowjetische Nomenklatur, die sich jetzt in einer ähnlichen Lage befindet, verhalten wird. Der Jugoslawe Milovan Djilas, Autor des Buches *Die neue Klasse*, schätzt die Lage ziemlich pessimistisch ein. Djilas war der engste Weggefährte Titos und hatte die Möglichkeit, die Denkweise der Sowjetelite persönlich zu studieren. Er schreibt:

"Meiner Ansicht nach sind Änderungen im sowjetischen System am allerwenigsten möglich. Schon allein wegen des Umstands, daß es mehr als andere von imperialistischen Klassenprivilegien durchdrungen ist. Ich denke, daß das Sowjetsystem über kein inneres Potential zur Änderung verfügt, so wie auch der sowjetische Imperialismus nicht von selbst zum Stillstand kommt. Die einzige theoretische Möglichkeit, eine Änderung innerhalb des Sowjetsystems zu bewirken, wäre eine Form der aufgeklärten Autokratie, die Reformen in Angriff nehmen könnte, doch auch in diesem Fall kann der Demokratisierungsprozeß durch bürokratische Überwachung erstickt werden. Allerdings ist für das Erscheinen eines aufgeklärten Selbstherrschers eine nationale Krise die Voraussetzung: eine Krise beim Militär, oder eine revolutionäre Krise, oder beides zusammen. Eine solche Perspektive steht, das läßt sich sagen, im Einklang mit der russischen Geschichte (*Sintaksis*, Nr. 6, 1980).

Djilas' Überzeugung, daß nichts außer einer Katastrophe den Apparat zwingen wird, Reformen einzuleiten, teilen viele Dissidenten sowie die am nüchternsten denkenden loyalen Kommunisten.

Andere nehmen an, die Nomenklatur werde sich bald in einer ausweglosen Situation befinden und das Leben selbst werde sie auf den Weg der Reformen bringen. Ein angesehener Vertreter dieser etwas optimistischeren Einstellung ist Valeri Tschalidse, einer der Mitbegründer der Menschenrechtsbewegung in der UdSSR.

"Das Land steckt voller extremer Widersprüche. Es sind ihrer so viele, daß es einem manchmal vorkommt, als sei es so geplant, damit ein Widerspruch den anderen verdeckt. Wenn jedoch alle diese Widersprüche sich zu regen beginnen, wird sich die Sowjetmacht auf Versprechungen und Repressionen, wie jetzt, nicht beschränken können, denn das ganze Volk wird in dieses Knäuel unterschiedlicher Widersprüche verwickelt werden. Dann werden die Behörden diese Widersprüche ausbaden, die innere Ordnung verbessern, die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen neu organisieren müssen. Dann werden alle Träume von einem Imperium auf einige Zeit vor der Wichtigkeit der inneren Probleme verblassen.

Man kann einwenden, daß die Behörden sich nicht mit der Neuordnung der sozialen Beziehungen abgeben, sondern zu Massenrepressionen Zuflucht nehmen werden. Ich glaube, daß dies nicht geschieht. Das Land wird von einer Schicht Profis regiert, die an der Stabilität und der Größe des Imperiums interessiert sind. Kommt es zu einem Ausbruch der Unzufriedenheit, kann er mit Gewalt unterdrückt werden - an die Moral der Regierenden braucht hier nicht erinnert zu werden. Doch die zunehmende soziale Spannung im ganzen Lande und die Zuspitzung vieler Widersprüche werden diese Profis veranlassen, so zu reagieren, daß die Stabilität ihrer Lage und die Stabilität des Reiches nicht gefährdet werden. Dies wird sie zu sozialen Umgestaltungen zwingen, die ein teilweiser und allmählicher Übergang zu einer demokratischeren Regierung sein werden. Die Sowjetmacht ist zu diesen Umgestaltungen bereit, solange sie die Stabilität nicht tangieren. Da sie allmählich erfolgen werden, wird das auch nicht der Fall sein (*Problemy Wostotschnoj Jewropy*, Nr. 2, 1981).

5.

Diese beiden Konzeptionen unterscheiden sich nur durch den unterschiedlichen Grad des Optimismus. Tschalidse ist der Ansicht, daß die akute Krise in der UdSSR schneller eintreten wird, als es Djilas annimmt. Beide stimmen jedoch darin überein, und das ist für die Politik des Westens sehr wichtig, daß Reformen nur als Folge großer innerer und äußerer Mißerfolge denkbar sind, sie werden nur dann verwirklicht werden, wenn die Nomenklatur erkennt, daß es nötig ist, diesen Preis zu bezahlen, um zu überleben.

Der von Djilas aufgezeigte enge Zusammenhang zwischen den Krisen und den Reformen wird durch den ganzen Verlauf der russischen Geschichte bestätigt. Rußland ist derart konservativ, daß sogar sein Sozialismus extrem reaktionär wurde. Das Land ist so groß und kompliziert und dabei nur zusammengesimmert, daß sich seine Führer immer vor Veränderungen gefürchtet und sich

selten freiwillig dazu bereit erklärt haben. Zu irgendwelchen Änderungen waren sie nur bereit, wenn ihnen erniedrigende Niederlagen auf der internationalen Bühne oder politische Umwälzungen zu Hause drohten. So war es mit den Reformen Peters des Großen, Alexanders II. und Nikolaus II. Selbst Lenin neigte erst dann zu einer liberaleren Politik, als 1921 soziale Unruhen und der unvermeidliche Zusammenbruch der Wirtschaft die Existenz des Regimes bedrohten.

Somit zeigt uns die russische Geschichte, und gut informierte Beobachter in Rußland bestätigen es, daß positive Veränderungen im Sowjetstaat und in seinen Beziehungen zur übrigen Welt nur als Folge von Niederlagen, der Instabilität und der Angst vor dem Zusammenbruch und nicht infolge eines gesteigerten Sicherheits- und Selbstwertgefühls eintreten werden. Dies steht im Widerspruch zu dem Standpunkt, auf dem die Entspannung beruht und der bis jetzt unter Diplomaten und in den liberalen Kreisen Europas und der Vereinigten Staaten vorherrschend ist: Je selbstsicherer und sicherer sich die sowjetische Elite fühlt, desto zurückhaltender wird sie sich verhalten. Diese These wird von keiner einzigen Tatsache aus der Vergangenheit bestätigt. Nur die Unkenntnis der Psychologie der sowjetischen Führung und die Nichtvertrautheit mit der russischen Geschichte konnten diese These hervorbringen.

Zweifelloso hat die Beantwortung der Frage, welcher der beiden Standpunkte richtig sei, eine außerordentlich wichtige Bedeutung für die Außenpolitik der USA. Nehmen wir mal an, daß die These von der Beziehung zwischen den Reformen und der Krise wahr sei und die "revolutionäre Situation" einen solchen Reifegrad erreicht, daß etwas unternommen werden muß. Welche Reformen sind in einem solchen Fall von der sowjetischen Führung logischerweise zu erwarten?

Ganz allgemein gesprochen, besteht das Elend des gegenwärtigen Sowjetregimes darin, daß es alle negativen Eigenschaften der beiden Weltsysteme in sich vereinigt. Es leidet an all den Nachteilen der Regime, die auf dem Prinzip des Zwangs aufgebaut sind, hat dabei jedoch viele der daraus resultierenden Vorteile eingebüßt. Der Mensch wird durch Furcht oder Hoffnung, durch Drohungen oder Belohnungen zum Handeln angetrieben. Die Kommunisten zogen es immer vor, auf Furcht und Drohungen zu setzen. Diese Taktik brachte ihnen keine wirtschaftliche Stabilität und keine Produktivität ein, die für die demokratischen Gesellschaften mit einem freien Markt charakteristisch sind, gestattete es aber immer, beschränkte Ressourcen auf Ziele zu konzentrieren, denen man den absoluten Vorrang einräumte. Die unzureichende Quantität, Qualität und Vielfalt der Ressourcen ließ sich dadurch kompensieren, daß diese Ressourcen für die Lösung konkreter Aufgaben eingesetzt werden konnten.

In letzter Zeit sticht dieser Trumpf nicht mehr. Die gegenwärtige Krise des Kommunismus ist in gewisser Weise dadurch bedingt, daß das Regime

gleichsam in einer neutralen Zone zwischen Zwang und Freiheit dahinvegetiert, ohne in der Lage zu sein, die Vorteile weder des einen noch des anderen Systems zu nutzen. Die alles durchdringende Furcht in der Stalinära hat sich verflüchtigt, und auf die verblassende Erinnerung daran kann man sich nicht verlassen, um die Menschen zu harter Arbeit und gedankenloser Unterordnung zu zwingen. Für die Bürger des kommunistischen Blocks unter 40 Jahren, also für die Mehrheit der Bevölkerung, gehört der Stalinismus zur Alten Geschichte. Die Furcht wurde allerdings nicht durch die Hoffnung und positive Anreize abgelöst. Infolgedessen richtet sich die kreative Energie der Menschen, die in Regimen des sowjetischen Typs leben, auf das private Unternehmertum und andere oppositionelle Tätigkeiten, wobei dem Regime daraus nicht nur kein Nutzen erwächst, sondern direkter Schaden zugefügt wird. Der normale und gesunde geschäftliche Unternehmungsgelbst, der keine Möglichkeiten hat, sich auf gesetzlichem Wege zu betätigen, sucht sich einen Ausweg in halblegaler oder direkt in illegaler Tätigkeit, die etwas mit der "zweiten Wirtschaft", mit Bestechung und dem schwarzen Markt zu tun hat. Bürger, die sich Sorgen um die Gesellschaft machen, neigen zum versteckten oder offenen Andersdenken, das sich nicht ausrotten läßt. Das Regime versucht nur, es in relativ ungefährlichen Grenzen zu halten. Mit anderen Worten: Die dynamischen, schöpferischen Kräfte im wirtschaftlichen und intellektuellen Bereich werden vom System in - vom Standpunkt des Systems - kriminelle Bahnen gelenkt. Kräfte, die das Regime eigentlich stärken sollten, sind so oder so gezwungen, es zu untergraben.

Das ist in Kürze das Problem, mit dem die kommunistischen Regime in der Nachstalinära konfrontiert wurden. Früher oder später wird dieses Problem gelöst werden müssen. Man wird in irgendeiner Form die Interessen des Staates und seiner Führungsspitze mit der schöpferischen Energie des Volkes in Einklang bringen müssen. Dies kann nur erreicht werden, wenn die Elite bereit ist, ein bißchen Macht zugunsten der Gesellschaft zu opfern.

6.

Es erübrigt sich, die möglichen Reformprogramme für die Sowjetunion und ihre Kolonien eingehend zu beschreiben. Viel nützlicher ist es, die Prinzipien aufzuzeigen, die in den Reformen verwirklicht werden müssen, damit sich ein Erfolg einstellt. Die Hauptaufgabe besteht darin, die schöpferischen Kräfte des Landes für die Gesellschaft nutzbar zu machen, die Schere zwischen den Interessen der Gesellschaft und dem persönlichen Nutzen, nach dem gegenwärtig die Mehrheit der Bürger der kommunistischen Staaten und ihre Führer streben, zu schließen. Wesentlich sind drei Reformen.

Erstens eine Reform dessen, was man Gesetzlichkeit nennt. Der Bürger einer kommunistischen Gesellschaft muß nicht unbedingt am Gesetzgebungsprozeß teilnehmen - auf dieses Recht wird die Nomenklatur freiwillig niemals verzichten -, doch er muß sich dessen sicher sein, daß die verabschiedeten Gesetze für alle gelten, auch für die Repräsentanten der Macht. Für eine normal funktionierende Gesellschaft ist es unumgänglich, daß der Bürger weiß, was er tun und was er nicht tun darf. Übrigens bedeutet diese unerläßliche Voraussetzung eine strenge juristische Kontrolle der Partei und der Staatsbürokratie und ein Ende der vom Zarismus übernommenen Vorstellungen, daß die Diener der Regierung über dem Gesetz stehen. Da die Gesetzlichkeit mit den autoritären Führungsmethoden vereinbar ist, braucht diese Neuerung nicht als etwas Unannehmbares betrachtet zu werden, falls sich die Nomenklatur zu einer Reform entschließt.

Die zweite Reform muß dem freien Unternehmertum mehr Raum schaffen. Die "erste" Wirtschaft muß sich mit der "zweiten" verbinden und deren Dynamik übernehmen. Dies erfordert wahrscheinlich eine Dezentralisierung der Wirtschaftsverwaltung, die Auflösung der Kolchosen, die Einführung des Vertragsprinzips in der Industrie und der Landwirtschaft, wo es die Regel und nicht die Ausnahme sein soll, und die Übergabe eines erheblichen Teils der Produktion von Massenbedarfsgütern sowie des Dienstleistungsbereichs in private Hände. Die Folge einer solchen Reform wäre eine gemischte Wirtschaft, bei der der Staat und die Oberschicht der Partei ihre gewaltige Macht behalten, die Entwicklung der Produktivkräfte jedoch nicht behindern würden. Die teilweise Einbuße der Macht im Bereich der Verwaltung der Volkswirtschaft wäre durch die erhöhte Produktivität vollauf ausgeglichen.

Die dritte Reform betrifft die Dezentralisierung der administrativen Verwaltung der Sowjetunion. Die Nomenklatur wird anerkennen müssen, daß die Zeit des Kolonialismus vorbei ist und es ihr nie gelingen wird, ein synthetisches "sowjetisches Volk" zu schaffen und die ethnischen Minderheiten im russischen Milieu aufgehen zu lassen. Wenig wahrscheinlich ist, daß die sowjetische Regierung von sich aus die UdSSR in selbständige Republiken aufteilt, man kann sich jedoch die eine oder andere Form eines echten Föderalismus mit einer weitreichenden Selbstverwaltung für die Minderheiten vorstellen. Dazu müßten nur die konstitutionellen Fiktionen in die Realität umgesetzt werden. Ein solcher Schritt würde die gegenwärtigen Spannungen zwischen den Völkern der Sowjetunion wesentlich mildern.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, daß das Schicksal der Reformen in den kommunistischen Gesellschaften für die Bürger anderer Länder von rein theoretischem Interesse ist. Schließlich ist es nicht ihre Angelegenheit, den

Russen beizubringen, wie man zu leben hat. Wichtig ist nur, daß die Sowjetunion die internationalen Verhaltensnormen einhält und sich der Aggression enthält. Es gibt jedoch eine tiefe Beziehung zwischen dem inneren System eines Landes und seinem Verhalten in der Welt. Der sowjetische Militarismus und seine Aggressivität sind durchaus nicht, wie es viele annehmen, das Ergebnis einer mythischen Paranoia, die über Jahrhunderte hinweg durch die ausländischen Interventionen hervorgerufen wurde. Es genügt, sich die Geschichte Rußlands etwas genauer zu besehen, um zu begreifen, daß dieses Land gegen seine Nachbarn viel häufiger und nachhaltiger Aggressionen beging, als es umgekehrt der Fall war. (Im Jahre 1898 schloß der kaiserliche Generalstab eine Untersuchung über die Kampfhandlungen russischer Truppen im Verlauf mehrerer Jahrhunderte ab. Im abschließenden Band versichert der Herausgeber den Lesern, daß sie stolz auf die Vergangenheit ihrer Landes sein und mit Zuversicht in die Zukunft blicken können: Von den 38 militärischen Unternehmungen, die Rußland in den letzten 200 Jahren führte, waren 36 offensiv und nur zwei defensiv. Siehe N.N. Suchotin, *Woina w istorii russkogo mira*. Sankt-Peterburg, 1898.) Einestells ist der Imperialismus für das Sowjetsystem deshalb charakteristisch, weil die herrschende Elite die Erhaltung ihrer Macht und ihrer Privilegien nur damit rechtfertigen kann, daß sie ein Gespenst der ständigen äußeren Bedrohung der Existenz des Landes aufbaut, und anderntells deshalb, weil die Machtbekundungen nach außen hin die Entbehrungen der Bürger im eigenen Land kompensieren sollen. Die Wurzel des Problems und damit die Hauptquelle der Gefährdung des Weltfriedens ist das politische und wirtschaftliche System des Stalinismus, das die Nachfolger Stalins beibehalten, obwohl sie den Erbauer dieses Systems dem Nichts anheimgegeben haben. Solange die Nomenklatur so bleibt, wie sie jetzt ist, solange in der Sowjetunion Gesetzlosigkeit herrscht und solange die schöpferische Kraft ihrer Völker gefesselt bleibt, kann sich niemand in der Welt sicher fühlen.

7.

Der Schlüssel zum Frieden liegt folglich in der inneren Umgestaltung des Sowjetsystems: in der Dezentralisierung der Wirtschaft, in der Ausweitung der Auftragstätigkeit und des freien Unternehmertums und in der nationalen Selbstbestimmung. Die Hindernisse auf dem Weg zu diesen Reformen sind gewaltig. Die Nomenklatur wird sich, solange sie es vermag, mit allen Kräften gegen Änderungen zur Wehr setzen, mit anderen Worten - solange sie ihre inneren Mißerfolge durch Erfolge im Ausland kompensieren kann. Sie wird eine aggressive Außenpolitik der Lösung der Probleme im Inneren immer vorziehen, denn im

ersten Fall kann man mit taktischen Manövern Zeit gewinnen, wohingegen die Inneren Probleme strukturelle Veränderungen erfordern: Sich dafür zu entscheiden, ist bei weitem schwieriger.

In jedem Land ist die Bevölkerung an der Außenpolitik wenig interessiert. Die Menschen können durch Erniedrigungen, denen ihr Land ausgesetzt ist, gekränkt sein und sich durch Triumphe ihres Landes begeistern lassen, doch alle diese Ereignisse berühren sie nur indirekt. Dafür haben sie einen unmittelbaren Bezug zu den Dingen des Alltags: Da ist jeder Bürger ein Experte. Im Wettbewerb mit den Demokratien, die nur wollen, daß man sie in Ruhe läßt, damit sie ihren kaufmännischen Interessen nachgehen können, können sowjetähnliche Regierungen nur eine offensive Position beziehen. Bei sich zu Hause führen sie freilich immer einen defensiven Feldzug gegen das eigene Volk, das natürlich jede Möglichkeit und jedes Anzeichen von Schwäche ausnutzt, um eine größere wirtschaftliche, ja auch politische Freiheit zu erringen. Aus eroberten Positionen läßt es sich nur schwer zurückdrängen.

Das stalinistische System, das gegenwärtig herrschende System in der Sowjetunion, hat sich überlebt. Die Kräfte, die es zu Änderungen hinziehen, sind fast unüberwindbar.

Wenn die Sowjetunion ihre Energie nach innen richtet, wird ihre Politik zwangsläufig weniger militaristisch und expansionistisch werden. Reformen sind in der UdSSR, wie bereits gesagt, nur dann möglich, wenn die Nomenklatur teilweise auf ihre Macht zugunsten des von ihr regierten Volkes verzichtet, die Eigenmächtigkeit ihrer Vertreter einschränkt und die bürokratische Willkür durch Gesetz und vertragliche Beziehungen ablöst. Alles, was in dieser Richtung getan wird, wird das bisherige unaufhaltsame Streben des Regimes nach Eroberungen bremsen. Wie schmeichelhaft Rußlands Macht für seine Bürger auch sein mag, sie haben auch andere Sorgen, die ihnen näher stehen. Die gewaltige Aufgabe der Umgestaltung Rußlands ist bei gleichbleibenden Rüstungsausgaben nicht lösbar. Eine Kürzung des Rüstungshaushalts erfordert eine friedlichere Außenpolitik. Mit anderen Worten: Je stärker der Druck auf die kommunistischen Regime, sich mit den echten Problemen zu Hause und nicht mit den künstlich geschaffenen Krisen im Ausland zu befassen, desto stärker sind diese Regime von ihren Bürgern abhängig, desto eher kann das Sinnen und Trachten der Führer von außenpolitischen Abenteuern abgelenkt werden. Darüber schrieb einst Engels:

"Diese ganze Gefahr eines Weltkriegs verschwindet an dem Tag, wo eine Wendung der Dinge dem russischen Volk erlaubt, durch die traditionelle Eroberungspolitik seiner Zaren einen dicken Strich zu machen und sich mit seinen eigenen, aufs äußerste gefährdeten inneren Lebensinteressen zu beschäftigen,

statt mit Weltherrschaftsphantasien." (F. Engels, "Die auswärtige Politik des russischen Zarentums", *Die Neue Zeit*, Stuttgart, Bd. VIII, 1890.)

Wer an der Richtigkeit dieser Worte zweifelt, möge sich den Ereignissen in China nach Maos Tod zuwenden. Solange der Diktator China regierte, verfolgte das Land eine äußerst harte Außenpolitik und drohte, die Dritte Welt mit Feldzügen für die "nationale Befreiung" in Brand zu stecken und auch vor einem Atomkrieg nicht zurückzuschrecken. Seinerzeit nahm Washington diese Drohung so ernst, daß es in die andere Hemisphäre Hunderttausende Soldaten schickte, um zu beweisen, daß es fähig sei, der chinesischen Gefahr zu widerstehen. Maos Nachfolger gingen jedoch zur Modernisierung der Wirtschaft über, und kaum daß dieser Beschluß gefaßt war, hörten die kriegerischen Erklärungen und Abenteuer im Handumdrehen auf. Die Umorganisierung der Wirtschaft zog eine Reihe von Reformen nach sich, zu denen auch die Dezentralisierung der Verwaltung, die Auflösung der Volkskommunen und größere Freiheiten für den privaten Sektor gehörten. Gleichzeitig wurden Versuche unternommen, die Gesetzlichkeit im Verhältnis zwischen Staat und Bevölkerung zu festigen. Die Bürokratie sabotierte in aller Stille diese Neuerungen, trotzdem waren ihre Auswirkungen auf die Außenpolitik erstaunlich. Natürlich ist Rußland nicht China. Doch warum sollte man diesen Versuch nicht wiederholen?

Hieraus folgt für die westlichen Politiker eine wichtige Lehre. Sie sollten alles Mögliche unternehmen, um die inneren Kräfte, die die Regierenden zu Änderungen bewegen, zu unterstützen. Die Kräfte, die die stalinistischen Grundlagen der kommunistischen Regime unterhöhlen. Diese Kräfte kann man vor allem dadurch unterstützen, indem man der sowjetischen Expansion und der militärischen Erpressung harten Widerstand leistet. Dieser Widerstand wird die Nomenklatur daran hindern, innere Mißerfolge durch Triumphe im Ausland wettzumachen. Zweitens kann man durch die Verweigerung wirtschaftlicher Hilfe an den kommunistischen Block den Druck auf die auseinanderfallende Wirtschaft verstärken. Dies wird ein Anstoß für eine allgemeine Liberalisierung in den kommunistischen Regimen und für den friedlichen Ausgleich mit dem Westen sein, es ist auch eine Möglichkeit, die Rüstungsausgaben zu senken und vom Westen Hilfe für die Modernisierung zu erhalten.

Die Erfahrung lehrt, daß die Versuche, die sowjetische Aggressivität durch eine Mischung von Bestrafungen und Belohnungen zu zähmen, nicht zum Erfolg führt, da sie nur auf die äußeren Symptome der Krankheit abzielen und nicht auf ihre Ursachen, also nicht auf das politische und wirtschaftliche System, das dieses aggressive Verhalten auslöst. Folglich hat der Westen in seinem eigenen Interesse, die antistalinistischen Kräfte und Prozesse im So-

wietblock zu unterstützen. Unsere Politik muß nicht darauf gerichtet sein, den Kommunismus zu untergraben, sondern muß darauf gerichtet sein, daß sich der Kommunismus selbst untergräbt.

Richard Pipes ist Professor für Geschichte an der Harvard Universität. Er ist Verfasser der Bücher *The Formation of the Soviet Union, Rußland vor der Revolution, US.-Soviet Relations in the Era of Détente*. Von 1981 bis 1982 war er Leiter der osteuropäischen und sowjetischen Abteilung im nationalen Sicherheitsrat der USA. Der vorliegende Artikel, den Pipes der Redaktion vorschlug, ist eine erweiterte und überarbeitete Variante eines Kapitels aus dem Buch *Überleben ist zu wenig*, das im Verlag Chalidze Publications in russischer Sprache erscheinen wird. In englischer Sprache wurde der Artikel in der Zeitschrift *Foreign Affairs* veröffentlicht.

DER WUNSCH NACH FRIEDEN

Willst Du den Frieden, rüste dich zum Krieg

In der Zeit vor dem neunten Mai dieses Jahres brannte, schoß und explodierte es mit ohrenbetäubendem Geheul monatelang von morgens bis abends auf unseren Fernsehbildschirmen.

Wir bereiteten uns auf die Feiern zum 40jährigen Jubiläum seit Ende des Zweiten Weltkriegs vor.

Einen ähnlichen Krieg - freilich nicht nach der Zahl der Opfer - hat Rußland schon gehabt: den Krieg von 1812. Offenbar war damals der Sieg über Napoleon für meine Landsleute nicht weniger bedeutsam als für uns der Sieg über Hitler. Es sind jedenfalls nicht wenige diesbezügliche Denkmäler erhalten geblieben. Sowohl die Manege als auch der Alexander-Garten sollen an den Sieg über Napoleon erinnern. Allerdings nicht uns. Für uns ist die Manege einfach die Zentrale Ausstellungshalle, und an der Stelle, wo die Erlöserkirche stand, die anlässlich der Befreiung Rußlands von der französischen Invasion aufgeführt wurde, baden wir im Freischwimmbad "Moskwa".

Warum das so ist, ist schwer sagen. Vielleicht deshalb, weil uns der Sieg über Napoleon nichts Gutes "einbrachte; unser Vaterland wurde durch die gefährliche Mikrobe des Jakobinertums angesteckt. Die Luft des freien Europas war für den Russen zum Atmen ungeeignet. Aber auch alle diese Denkmäler sind irgendwie zu friedlich geraten. Kein apokalyptisches Schwert, das zum Streich ausholt, keine mächtige Hand, die eine MPI umklammert hält, sind hier zu sehen.

Es gab da allerdings noch einen Krieg - den Ersten Weltkrieg. Und obgleich er einer Menge Russen das Leben kostete, sind Reminiszenzen an ihn nicht allzu häufig und auch nicht allzu sehr von Zorn erfüllt. Einerseits war es ein "Eroberungskrieg" und ein "imperialistischer" Krieg, der das ganze Unvermögen des "verfaulten zaristischen Regimes" aufzeigte. Hätte es ihn andererseits nicht gegeben, dann hätte es wahrscheinlich auch keine Große Oktoberrevolution gegeben. Jedenfalls nicht das "erste Dekret der Sowjetmacht, das Friedensdekret". Von dieser anderen Seite aus gesehen, hat der Erste Weltkrieg, den wir eigentlich verloren haben, unseren "siegreichen Zug" sehr unterstützt.

Das ist Dialektik!

Dafür ist der letzte Krieg für unsere Kunst und Literatur und für den gesamten Propagandapparat zu einer wahrlich unerschöpflichen Goldader gewor-

den. Ich denke oft: Wäre es nicht dazu gekommen, dann wäre Hitler ungeboren geblieben; wäre er trotzdem geboren, dann wäre für den Apparat der "Hitler-Stalin-Pakt" günstiger als der "Plan Barbarossa", oder sonst noch etwas in der Art. Worüber würden denn jetzt unsere zahlreichen Schriftsteller schreiben, und welche Filme und Schauspiele würden die nicht weniger zahlreichen Regisseure inszenieren? Allein der Gedanke ist schrecklich, wie viele Talente verschüttgegangen wären? Übrigens, wenn es diesen Krieg nicht gegeben hätte, dann hätte ihn sich unsere Propaganda sicher ausgedacht!

Doch das war nicht nötig. Der Krieg war unglücklicherweise unwahrscheinlich grausam und lang. Die ältere Generation meiner Landsleute hat diese schreckliche Prüfung würdig bestanden, trotz SMERSCH ("Tod den Spionen": berühmte Spionageabwehrabteilung des Volkskommissariats für Verteidigung, die von April 1942 bis Oktober 1946 bestand) und trotz der Sonderabteilungen und Sperrtruppen. Und unsere Erinnerung bleibt wach. Ich spreche nicht von dem wunden Gedächtnis der ehemaligen Frontkämpfer: Sie wären vielleicht ganz froh, wenigstens für kurze Zeit zu vergessen, doch sie können es nicht. Das läßt man sie auch nicht, jetzt vermitteln sie ihre Kampferfahrung an die heranwachsende Generation.

Vor einigen Jahren hörte ich an einem warmen Sommerabend vor meinem Fenster gellendes Schreien: "Kri-i-ieg!" Bis ich überhaupt kapierte, daß es nur ein Kinderspiel war, hatte sich mein Körper schon mit kaltem klebrigem Schweiß bedeckt, und noch lange hörte ich die dumpfen Schläge meines Herzens.

Dabei bin ich Jahrgang 45 und kenne den Krieg nur aus Büchern und vom Fernsehen. Denen habe ich meine Reaktion zu verdanken. Denn der vor 40 Jahren zu Ende gegangene Krieg geht weiter. Tag für Tag explodieren auf unseren Bildschirmen die Bomben, pfeifen Kugeln und erheben sich die von einem Politruk angeführten Kämpfer zum endlosen Angriff. Jede Woche werden viele Fernsehstunden dem Krieg gewidmet. Wobei es bei uns nicht gerade viele Unterhaltungsmöglichkeiten gibt, und die wichtigste davon der Fernseher ist.

Macht man unserem Gedächtnis Beine? Oder muß sich unser Geist nach dem Willen der Agitations- und Propagandaabteilung ständig in einem Zustand der Mobilisierung befinden? Denn "wenn morgen Krieg ist, wenn man morgen ins Feld zieht", ist es dann so wichtig, daß die Geschäfte leer sind, keine Wohnung in Sicht ist und wir bei den Preisen für Kinderartikel alle westlichen Länder zusammengenommen schon längst in den Sack gesteckt haben?

Und ein Ende dieses Kriegszustands ist nicht abzusehen. Im Gegenteil: Mit jedem "Jubiläumsdatum" werden wir immer mehr auf den Krieg eingestellt. Schon lange wundert sich niemand mehr über die Militärstreifen in den Straßen unserer Städte. Diese Streifen überprüfen nicht nur die Papiere der Soldaten; in

letzter Zeit halten sie auch uns ziemlich oft an. Und wir sehen darin gar nichts Besonderes: So ist nun mal unsere Zeit. Dieser Krieg ist zwar kein Krieg, aber etwas Ähnliches. Man kann den Fernseher anstellen, wann man will - es muß immer geschossen werden ...

Moment mal! Wir sind doch die friedfertigsten und unkriegerischsten Bürger. Wir wollen doch nur eins: *Frieden!* Kürzlich hat es eine Dame - übrigens eine Pädagogin - im Fernsehen eben so formuliert: "Unsere Truppen bringen den Völkern anderer Länder den Frieden!"

Eine originelle Idee, nicht wahr? Doch bei uns im Fernsehen kann man noch ganz andere Dinge sehen und hören.

Kürzlich bekamen wir am Vorabend des 40jährigen Siegesjubiläums eine gar völlig außergewöhnliche Sendung zu sehen. *Kinder im Krieg* hieß sie. Analog zum Helden im dem Science-fiction-Roman der Brüder Strugatzki (der Held des Romans, der von der Erde der fernen Zukunft auf einen anderen Planeten gelangt, versteht den Terminus "Kinderkriminalität" nicht und fragt, ob es sich nicht um die Kriminalität gegen Kinder handle) nahm ich anfänglich ebenfalls an, daß die Autoren der Sendung über die schrecklichsten Folgen des Krieges berichten würden, nämlich über die vom Krieg verstümmelte Kindheit. Aber nein. Fast zwei Stunden lang rief das Fernsehen dazu auf, die "jüngsten Kriegsteilnehmer" zu bewundern: fünfzehn-, zwölf- und sogar zehnjährige Kinder.

Schwer zu sagen, woher unsere Ergriffenheit vom "heiligen Kinderhaß gegen den Feind" kommt. Höchstwahrscheinlich hat das mit dem unvergeßlichen *Der Sohn des Regiments* angefangen, einer Erzählung, die in dem Jahr erschien, als der Krieg zu Ende war. Ihr Autor, Valentin Katajew, wurde für dieses Opus mit der höchsten Gunst, die damals Stalinpreis hieß, ausgezeichnet. Und obwohl seither viel Wasser die Moskwa hinuntergeflossen ist und sich sogar einige Namen geändert haben - statt Stalingrad heißt es Wolgograd, und dem "Staatspreis" geht jegliche Individualität ab -, gehört *Der Sohn des Regiments*, so wie in meiner Jugend, immer noch zum Schulprogramm. Deshalb haben sich wahrscheinlich unsere Vorstellungen in den vergangenen 40 Jahre nicht wesentlich verändert. Wir blicken auf den Bildschirm und verstehen nicht einmal, wie schrecklich der Anblick von Kindern und Waffen ist. Und kein Krieg, selbst der befreiendste Befreiungskrieg, selbst der "gerechteste" Krieg, kann diese ungeheuerliche Kombination rechtfertigen. Ich erinnere mich an die bekannten Bilder der Naziwochenschau: Hitler schreitet eine Front mit Panzerfäusten bewaffneter Jugendlicher ab, mit denen das "Tausendjährige Reich" in seinen letzten Wochen die Lücken in der Front zu stopfen versuchte. Ich habe viele Wochenschauen gesehen, in denen der Führer festgehalten ist, doch nur

in dieser einen hatte Hitler ein menschenähnliches Gesicht. Es schimmerte sogar so etwas wie Reue hindurch. Vielleicht hat er beim Anblick dieser Kinder, von denen die meisten umkommen sollten, zum ersten Mal seit Beginn des Kriegs bedauert, was er angezettelt hatte.

Natürlich war der Führer in seinem Mitleid wählerisch: Kinder "nichtarischer" Rassen konnten kaum mit seiner Nachsicht rechnen. Wenigstens mit den Seinen hatte er Mitleid. Dem Untergang hat er sie, bei allem Mitleid, trotzdem geweiht.

Bei uns ist es gerade umgekehrt: Wir sind bereit, den anderen Mitleid entgegenzubringen. Der Soldat aus Bronze, der in Berlin steht, drückt ein *deutsches* Kind an sich.

Daß wir mit fremden Kindern Mitleid haben, ist gut, fraglos. Doch aus irgendeinem Grund haben wir mit unseren eigenen Kindern überhaupt kein Mitleid.

Übrigens, wie kann man von Kindern reden, wenn der Frieden in Gefahr ist? "Für den Frieden auf der Erde" tun wir alles. Im Falle eines Falles erobern wir diesen Frieden. Und keine Opfer werden uns dabei aufhalten.

Und wenn dem so ist, dann muß man sich auf diese Eroberung beizeiten vorbereiten. Die Hauptsache ist die Vorbereitung der Kinder. Wir haben unseren Teil schon erobert; jetzt sind sie dran. Wir helfen ihnen dabei und erziehen sie im Geiste des Hasses auf alles uns Fremde (denn alles was uns fremd ist, das ist bestimmt gegen den Frieden und folglich für den Krieg) und lassen sie an unseren Kriegserfahrungen teilhaben, von denen wir mehr als genug gesammelt haben.

In dieser außerordentlich wichtigen Sache – bei der es um die Erziehung der heranwachsenden Generation und die Weitergabe der im Krieg um den Frieden gemachten Erfahrungen geht – spielt unser Fernsehen die Hauptrolle.

Viele, viel zu viele Sendungen könnten die Richtigkeit dieser Worte bestätigen. Nehmen wir eine davon, zum Beispiel die wöchentliche Telezeitschrift *Ich diene der Sowjetunion!*

Wieder ist auf dem Bildschirm der ohrenbetäubende Lärm detonierender Geschosse, das Heulen von Panzermotoren und das unaufhörliche "Hurra!" der angreifenden Infanterie zu hören. Nein, das ist, Gott sei Dank, kein Krieg. Das ist nur seine Simulation: die üblichen Manöver "unter kampfähnlichen Bedingungen". Vom Bildschirm ertönt die Stimme des Sprechers: "Die Erben der siegreichen Soldaten lernen zu siegen."

Weiter erfährt der Fernsehzuschauer, daß die "Erben" ihrer Vorgänger in allen Punkten würdig sind und sie sogar übertreffen. Denn der Truppenteil N ist nicht nur aus den Manövern, sondern auch aus dem sozialistischen Wettbewerb siegreich hervorgegangen.

Da wäre natürlich die Frage angebracht: Worin besteht der Wettbewerb sowjetischer Soldaten? Doch nicht in der Kunst des Tötens? Ist denn diese Kunst zur Erreichung der kommunistischen Ideale so nötig? Und wie hoch ist dann der Preis für diese Ideale?

Die entsprechende Frage wäre nicht schlecht. Bloß, wer stellt sie? Doch nicht wir ...

Doch wenn sich nun die Frage, wozu diese Kunst gut sei, plötzlich stellte, dann wäre die Antwort schon parat: "Um den Frieden auf dem Planeten Erde zu schützen", sagt uns der Sprecher.

Die Worte sind überzeugend. Noch überzeugender ist jedoch der Hintergrund, vor dem sie zu hören sind. Zu hören sind sie zum Lärm der Panzer und der detonierenden Geschosse.

Sie sollten jedoch nicht denken, daß die immer stärkere Militarisierung der Sowjetgesellschaft durch unseren Ehrgeiz oder, was schlimmer wäre, durch unser imperiales Gehabe hervorgerufen wird. Gott bewahre! Dieses Amerika da läßt uns einfach nicht in Ruhe, wir kommen überhaupt nicht nach. In anderer Hinsicht - in puncto Fleisch oder Milch - haben wir es längst eingeholt und überflügelt. Und auch in jeder anderen Hinsicht haben wir alle überholt: Die erste Dampflokomotive und das erste Flugzeug haben wir erfunden, und im Ballett und Eishockey kann uns bis jetzt keiner das Wasser reichen. Bloß in diesen militärischen Dingen haut es immer noch nicht hin. Sei es, daß wir viel zu bescheiden, sei es, daß wir zu friedlich sind. Doch nur allzu gerne überlassen wir den Amerikanern diese Siegespalme. Aber das macht nichts: Zum wiederholten Male schnallen wir den Hosengürtel enger - wir holen sie schon noch ein, da gibt's keinen Zweifel. Natürlich nicht so bald. Das würde uns auch nichts einbringen, unser Streben nach Frieden ist auf lange Sicht geplant. Wie ließen sich sonst die herunterrutschenden Hosen erklären? Doch dann gibt's alles, wie versprochen: Ströme von Milch zwischen Ufern aus Hafermehlbrei. Vorerst jedoch, entschuldigen Sie: "Alles für den Frieden, alles für den Sieg!"

Auch unsere Kinder erziehen wir in diesem Geiste. Die nächste Seite der Zeitschrift *Ich diene der Sowjetunion!* ist ihnen gewidmet. Es sind übrigens keine richtigen Kinder mehr, sondern "Jugendliche, die das Wehralter noch nicht erreicht haben".

Man zeigt uns die "Radarsichtgeräteklasse der Schule für Funktechnik der Freiwilligen Gesellschaft zur Förderung der Land-, Luft- und Seestreikräfte (DOSAAF)". Als der Lehrer ins Klassenzimmer tritt, ertönt das Kommando: "Auf! Stillgestanden!" Präzise und vorschriftsgemäß rapportiert der Diensthabende. Dann stellt man uns einen der Schüler vor. Jahrgang 1967. Studium am Technikum, er wollte Koch werden. Dann gab er das Technikum auf und schrieb sich

an der Schule der DOSAAF ein. "Im Wehrkommando hat man mir den richtigen Tip gegeben", erklärt er. "Koch kannst Du immer noch werden. Aber hier tut sich für Dich eine gesuchte militärische Laufbahn auf ... Nun, und dann habe ich mich gemeldet."

Das hat etwas Symbolisches an sich: Einer der friedlichsten Berufe wird ohne den Hauch eines Zweifels gegen die militärische Laufbahn getauscht. Das sind nun mal die Früchte unserer Erziehung.

Sie beginnt im Kindergarten und auf der Schulbank. Im jugendlichen Alter ist man ungewöhnlich aufnahmebereit für jegliche Propaganda, besonders für die militärische: Der Wert eines Menschenlebens ist einem noch nicht klar. Diesen Umstand macht sich unser Fernsehen zunutze. Sehr geschickt und häufig. Und in der Zeitschrift *Ich diene der Sowjetunion!* ist das Thema der "Weitergabe der Kriegserfahrung" erst recht obligatorisch. Auch in der neuesten Nummer. In ihr wird davon berichtet, wie Gardeveteranen der 83. Division die Patenschaft über "junge Armeeinghörige" einer Moskauer Schule übernommen haben. Den Ergebnissen nach verläuft die "Weitergabe der Erfahrungen" erfolgreich: Im Allunions-Kriegsspiel "Der Jungadler" belegten die Patenschüler den zweiten Platz. Den ersten schaffen die auch noch, davon können Sie überzeugt sein! Zu sehen ist auch eine "junge Armeeinghörige". Sie ist höchstens zwölf, trägt noch das Pionierhalstuch, hat aber schon eine Maschinenpistole in der Hand. Mit solchen Kindern läßt sich alles erobern. Auch der Frieden.

Am Ende der Zeitschrift ein bißchen Kultur. Freilich eine ganz spezifische. Mal ist es das "Rotbanner-Ensemble", mal ein "Bester in der politischen und Gefechtsausbildung", der, vor Anspannung schwitzend, ein Knopfgriffakkordeon oder eine Balalajka vor der Kamera maltrahiert. Dieses Mal wird uns etwas über die Dritte Gesamtarmee-Leistungsschau für Militärfilme mitgeteilt. Und für uns Banausen, die wir nichts von der Existenz eines solch repräsentativen Forums für die einheimische Filmkunst ahnten, erklärt der Sprecher: "Die Kinematographie in Militäruniform" ist für das gesamte sowjetische Volk von außerordentlicher Wichtigkeit, da von ihr, dieser Kinematographie, Lehrfilme, Biographien und andere Filme geschaffen werden, die für unsere Kunst erstrangige Bedeutung haben. Wonach ein Ausschnitt aus einem Film mit dem Titel *Die Bedrohung Europas ist eine Bedrohung des Friedens* gezeigt wird.

Woher die Bedrohung kommt, ist klar: aus Amerika. Um ihr zu widerstehen, erklärt der Sprecher, "muß die UdSSR Gegenmaßnahmen, aber auf einem höheren Niveau ergreifen".

"Das höhere Niveau" sieht, das muß man sagen, überaus eindrucksvoll aus. In diesem Fall ist es ein modernes U-Boot-Abwehrschiff. Ob es modern ist und noch andere Eigenschaften aufweist, kann ich schlecht beurteilen, ich bin

kein Fachmann. Doch sieht dieses Wunder der Militärtechnik sehr schön aus: Alles dreht und verschiebt sich und rotiert. Da bleibt einem glatt die Luft weg - so gewaltig sieht das aus!

Und jetzt wird auch Gefechtsalarm ausgelöst. Natürlich ein Übungsalarm. Trotzdem: Jetzt kriegen die eine verpaßt ... "Im Planquadrat befinden sich zwei Übungsziele", setzt der Sprecher fort. "Jetzt tritt der auf dem Schiff vorhandene Antiraketenschutz in Aktion".

Tatsächlich. Da dreht und verschiebt sich etwas noch schneller, aus dem Schiffsbauch tauchen von irgendwoher Raketen auf und heben mit ohrenbetäubendem Lärm von ihren Startpositionen ab. Ich komme mit dem Zählen kaum nach, es sind ihrer acht.

Acht Raketen für zwei Zielobjekte! Das Niveau ist wirklich hoch, da läßt sich nichts sagen. Wenn die Amerikaner genauso zielsicher sind, dann ist unser Planet für lange Zeit mit Schrott versorgt. Hauptsache, es findet sich jemand, der Verwendung dafür hat. Sonst könnte nach dem Kampf um den Frieden nur Schrott übrigbleiben.

Zum Abschluß versäumt es der Sprecher nicht, daran zu erinnern, daß die heutige Generation sowjetischer Soldaten vom Sieg inspiriert wird, den "unsere Streitkräfte und unsere Gesellschaftsordnung" im Krieg, der vor 40 Jahren zu Ende ging, errungen haben.

Rußland hat trotz seiner Gesellschaftsordnung Siege errungen. Der Sowjetunion gelang das dank ihrer Gesellschaftsordnung!

Schon wieder mal die Dialektik.

Die Zeitschrift *Ich diene der Sowjetunion!* erscheint militärisch exakt jeden Sonntag auf dem Bildschirm. Sie ist so etwas wie ein Unterhaltungsprogramm am freien Tag. Am Montag kommt es zu einer aufdringlichen Wiederholung. Denken Sie bloß nicht, daß die Militärthematik damit erschöpft ist. Unter der Woche bietet unser Fernsehen den Zuschauern Spiel- und Dokumentarfilme, die dem letzten Krieg und den "kämpferischen Heldentaten sowjetischer Soldaten zu Friedenszeiten" gewidmet sind, Abende mit Soldatenliedern und Treffen zwischen Veteranen und Jugendlichen, den "Klub der Frontkameraden" und die Erinnerungen der Teilnehmer an der Siegesparade 1945, Reportagen von den Ausstellungen sowjetischer Militärmaler und der Spartaklode der befreundeten Armeen ... Alles läßt sich nicht aufzählen. Und die Bildschirme unserer Fernsehgeräte sind nicht "hellblau", wie es bei uns heißt, sondern eher dunkelrot. Das ist nicht etwa die Farbe der Scham und Verlegenheit. Das ist die Farbe des Bluts und der Gier.

So heftig wünschen wir uns den Frieden herbei.

Moskau, im Juni 1985

MAJAKOWSKIS AUFERSTEHUNG

Kaum jemand ist auf die Idee gekommen, daß Wladimir Majakowskis Selbstmord im Frühjahr 1930 ein symbolisches Ereignis der russischen Kultur war, der das Ende einer ganzen Epoche bedeutete. Kaum jemand war bereit, diesen Namen mit dem Begriff "russische Literatur" in Verbindung zu bringen. Seit der Zeit der gelben Jacke bis zu seinen letzten Lebenstagen wurde der Dichter und Schreihals eher als eine Erscheinung der Antikultur aufgefaßt, und in jedem Kontext wurde ihm und seinem Schaffen das stehende Epitheton "sowjetisch" angeheftet. Chodassewitsch rühmte ihn als einen sowjetischen Bourgeois; für Pasternak, den Mitkämpfer der futuristischen Jugend, war der nachrevolutionäre Majakowski "überhaupt kein Majakowski", sondern ein hohler Pseudodichter aus Sperrholz; "Pappdichtung", dieser Ausdruck, der von Schklowski stammt, ließe sich nicht nur auf *Gut und schön*, sondern auch gut auf die Hälfte dessen, was Majakowski in den zwanziger Jahren verfaßte, beziehen. Das ist der im Ernst an die phantomhafte proletarische Kultur glaubende Majakowski, dessen zyklopenhaftes Denkmal den nach ihm benannten Platz ziert und dessen offizielle Unsterblichkeit in einem pompösen Marmormuseum gegenüber dem KGB-Gebäude bewahrt wird, das mit beneidenswertem Luxus hochgezogen wurde und in dem dem Dichter aber nur eine enges halbdunkles Zimmer zugedacht ist. Doch heutzutage, im Abstand eines halben Jahrhunderts, sehen wir den Dichter von *Wolke in Hosen*, *Darüber* und *Aus vollem Halse* als etwas Tieferes, Komplizierteres und Umfassenderes. Die Epoche der Avantgarde, die sich der alten Kultur entgegengestellt hatte und mit Majakowski verschwand, ist selbst Teil dieser Kultur geworden.

In diesem Heft beginnen wir den Abdruck ausgewählter Kapitel aus dem Buch *Majakowskis Auferstehung* von Wladimir Karabtschijewski. Der Autor ist Dichter, Prosaiker und Essayist und Mitglied des französischen PEN-Klubs. Er wurde literarisch dadurch bekannt, daß er am Almanach *Metropol* (1979) mitwirkte. Er lebt und arbeitet in Moskau.

Der Majakowski ...

*Suchen wir ein markanteres Gesicht,
der Dichter ist nicht schön genug.*

Ruf ich

da von dieser,

von dieser jetzigen Seite:

Blättere keine Seiten!

Auferstehe!

Heutzutage ist es besser, man läßt Majakowski in Ruhe.

Weil man sich über ihn über alles im Klaren ist, weil man sich über ihn über nichts im Klaren ist.

Was man auch über Majakowski sagen, wie man ihn auch einschätzen mag: ob man ihn rühmt, entthront oder in der Mitte einordnet - man hat das Gefühl, daß man offene Türen einrennt. Und hat man sie eingerannt, dann greift man nur Luft. Unendlich oft vervielfältigt, ist er immer mit uns, derselbige oder der andere - er ist in aller Ohr. Doch jeder Versuch, es zu sagen und zu benehnen, endet mit einem Mißerfolg, weil immer das Gefühl bleibt, daß die Hauptsache fehlt.

Es ist besser, man läßt Majakowski in Ruhe, so ist es ruhiger und ungefährlicher. Doch nimmt man sich seiner an, erinnert man sich, bringt man die Rede auf ihn - selbst wenn es nur zufällig und beiläufig im Gespräch mit einem Freund geschieht -, dann fühlt man jedesmal die Notwendigkeit, wenigstens einen Gedanken zu Ende zu führen, wenigstens ein Urteil über diesen Dichter mit der Vollständigkeit und Bestimmtheit abzugeben, die, wenn schon nicht für den allgemeinen Gebrauch, so doch für das eigene seelische Gleichgewicht ausreichen.

Dieses Gefühl ist es, das einen zum Risiko zwingt.

Wenn man sich schon dazu entschließt, über Majakowski zu reden, dann nur, weil man sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt seiner eigenen Unvoreingenommenheit absolut sicher ist. Hauptsache, man ist unvoreingenommen und sucht keine Bestätigungen. Man darf keine vorgefaßten Meinungen haben und sollte völlig unbelastet Vers für Vers lesen, so, wie man einen bisher unbekanntem Autor liest und für sich die Welt und die Gestalt des Autors aufbaut, wie sie sich selbst aufbauen.

So sollte es sein, doch das ist nicht möglich, man braucht sich nichts vorzumachen. Majakowski ist nicht nur ein literarisches Faktum, er ist Teil unseres Alltags, unserer Biographie, wie man zu sagen pflegt. Und da wir nicht heute geboren sind, könnten wir mit seinen Worten sagen, daß wir seine Verse nicht von Majakowski gelernt haben. Wir haben sie von der Erzieherin im Kindergarten, von der Lehrerin im Klassenzimmer und von der Pionierleiterin im Lager gelernt. Von der Stimme des Schauspielers und des Radiosprechers, von der Überschrift eines Zeitungsartikels, vom Spruchband in der Werkhalle des Betriebs und vom Plakat in der Paß- und Meldeabteilung der Miliz. Es sei angemerkt, daß unsere Beziehung zu diesen Quellen niemals und zu keiner Zeit in einen Widerspruch zum Sinn der Verse geriet. Es gab keinen Grund, etwas zu verschweigen, bei keinem Zitat mußte man mittendrin abbrechen, um dessen In-

halt auf das zu beschränken, was der Pionierleiterin oder der Miliz nützlich war.

In den Zeitung wird ja auch Block zitiert. *Über Heldenmut, Heldentaten und Ruhm*. Eine Standardüberschrift. Das muß man sich auch erst verdient haben, nicht jeder schafft es. Und trotzdem ist es nicht Block. Weil die entsprechende Zeile bei Block, auch wenn sie aus denselben Wörtern besteht, etwas anderes bedeutet und anders klingt. Weil sie Teil eines anderen Ganzen ist, und schon die nächste Zeile, die diese notwendigerweise und natürlich fortsetzt, für eine Zeitungsüberschrift tödlich wäre.

Majakowski passiert das nicht. Er ist ganz Vorlauf und Fortsetzung, aber nicht seiner eigenen Zeilen, sondern eher der ihnen entnommenen Zitate. Können wir denn das vergessen, wenn wir zu lesen beginnen?

Ewig werden wir uns an die zwei oder drei Verse von Puschkin und auch an die drei, vier Seiten seiner intimen Prosa erinnern, wo er sich, unserer Ansicht nach, von nicht ganz edlen Motiven leiten ließ. Leichten Herzens verfluchen wir Nekrassow, und nur mit Mühe können wir ihn wegen seines einzigen kriecherischen Gedichts verteidigen, das er in einem Augenblick der Angst und Schwäche schrieb. Wir grollen Mandelstamm (für alle Fälle) wegen der Handvoll ungeschickt hingekritzelter Bruchstücke, die er sich unter der Folter von der Zeit entreißen ließ. Doch jetzt wollen wir die Sprache auf den Dichter bringen, bei dem auf ein Dutzend Bände mit *d e r a r t i g e m* kaum ein Band mit nicht derartigem kommt ...

Da entsteht allemal die Frage nach der Aufrichtigkeit, dem Verrat und der Treue. Nehmen wir mal an, Majakowski war sich treu, als er dem Bösen diente, und Puschkin diente immer dem Guten, nur einmal verriet er es. Eine guter Anlaß, über den Sinn dieser äußerst wichtigen Worte zu sprechen.

Doch darüber vielleicht etwas später, jetzt interessiert uns etwas anderes. Nämlich die Tatsache, daß wir ganz absichtlich diese beiden Namen nebeneinander gestellt und allein damit eine gewichtige Bewertung vorweggenommen haben. Wir haben sie einander *gegenübergestellt*, was nicht allzu wichtig ist. Man kann doch nicht Puschkin und Demjan Bedny einander gegenüberstellen. "Nach dem Tode werden wir fast nebeneinander stehen ..." Ist es wirklich Prophetie?

Formulieren wir doch eine möglichst unvoreingenommene Version, ein möglichst volkstümliches Portrait des Helden.

Der junge brillante Dichter - das große Talent, Neuerer und Erneuerer der Dichtkunst, Rebell und Romantiker - erblickte in der Revolution¹ zunächst auch die Romantik, dann die objektive Notwendigkeit und warf sich ihr, um ihr zu dienen, aufopferungsvoll in die Arme. Allmählich wird er von ihren scharfen Wendungen erfaßt, wird Kündler der Gewalt und Demagogie und dient nicht mehr der Revolution, sondern der Macht. Da verschwendet er seine Energie und sein ganzes Talent, gerät in die Klauen der Zensur und Bürokratie, sieht die Unhaltbarkeit der Ideale, denen er diente, hat Gewissensbisse, zeigt qualvolle Reue, bedauert alles und beendet sein Leben in voller Verzweiflung mit dem Selbstmord. Also noch ein Opfer der Stalinära ...

Dieses Bild hat eine seltsame Eigenschaft. Es scheint insgesamt unanfechtbar zu sein, doch für sich genommen ist jeder Punkt, jede Einzelheit fragwürdig. Diese Fragen drücken nicht unbedingt einen Zweifel aus, sie können auch lediglich Erklärungen fordern, doch alle Behauptungen sind sowieso wacklig und leicht verschwommen: jede einzelne Frage verzweigt sich noch weiter und gebiert andere, nebensächliche Fragen, von denen jede, wer weiß das schon, zur Hauptfrage werden kann. Es hat keinen Sinn, sie alle der Reihe nach beantworten zu wollen. Lesen wir, denken wir nach, reden wir darüber - vielleicht wird einiges klarer.

Der erste unmittelbare Eindruck, den man beim Lesen des *f r ü h e n* Majakowski erhält, ist die absolut außergewöhnliche Begabung des Autors. Nein, damit hat man uns nicht betrogen. Vor uns steht ein völlig neuer Dichter, sogar jetzt, nach siebzig Jahren, hat er nichts oder fast nichts von seiner Neuartigkeit und Originalität eingebüßt, unermüdlich erfindet er im Umgang mit dem Gegenstand und dem Wort etwas Neues. Nicht nur alle aktuellen Mittel, sondern auch die Abfälle der poetischen Produktion, all das, was von der professionellen Dichtkunst in den Bereich der Liebhaberei und der Graphomanie abgeschoben wurde, werden von ihm mit einer unerwarteten Kühnheit verwendet und werden so zu einer vollwertigen und notwendigen Eigenschaft des kräftigen und gesättigten Verses. Es ist noch nicht einmal klar, worum es geht und wozu es gut sein soll, doch gleich ist die Gespanntheit der Rede sowie die klangliche, rhythmische, emotionale und die alle Zeilen durchdringende *E n e r g i e* zu spüren.

1) Hier und im weiteren ist, wenn nicht anders vermerkt, die Oktoberrevolution gemeint.

Schlagt ihr mich tot,
beerdigt ihr mich,
grabe ich mich aus!
Die Zähnmesser werden sich am Stein noch wetzen!
Als Hund igele ich mich unter den Pritschen der Kasernen ein!
Ich werde,
tollwütig,
mich in die Beine nagen,
die nach Schweiß und Markt riechen.

Ein seltsamer, zwanghafter Rythmus, der der Phrase gleichsam die Arme verrenkt, dieses Gefühl der Gespanntheit verstärkt und die physische Empfindung fast zur Qual, ja, zur Folter werden läßt. Die seelische Qual ist das erste persönliche Motiv, auf das wir in Majakowskis Versen reagieren und an dessen Echtheit wir einfach glauben müssen. Indessen kommt beim heutigen aufmerksamen Lesen schon bei den ersten Versen vieles zum Vorschein, was uns daran hindert, diese Echtheit zu fühlen und zu bewerten.

Vor allem ist es die ziemlich bewußte und verkündete Ausgeprägtheit des Verfahrens, die Notwendigkeit, daß es der Leser nutzt und *v i e l f a c h e r n e u e r t*. Das erste Lesen ist fast immer ein Rohentwurf. Zunächst muß der Reim gesucht werden, muß - zumindest flüchtig - bewertet werden, inwiefern er sinnvoll ist, müssen die Akzente innerhalb der Zeile gesetzt werden, indem man zuerst die herausragenden Stücke hineintreibt. Erst dann kann man, wenn man sich dies alles gemerkt hat, ins Reine lesen. Majakowski lesen heißt Deklamation, bei der jeder unmittelbare Eindruck von der Erinnerung an die vorausgegangenen Proben unterbrochen wird. Von daher kommt es, daß jeder Vers Majakowskis, selbst der leidenschaftlichste und temperamentvollste, eine raffinierte Wiedergabe des Gefühls, aber nicht sein direkter Ausdruck ist.

So entsteht gleichzeitig mit der ersten Begeisterung auch unser erster Zweifel: die Empfindung einer ständigen und nötigen Distanz zwischen dem, was gesagt wurde, und dem, was *t a t s ä c h l i c h* ist. Diese Dualität ist die erste üble Dualität, die einen, liest man Majakowski, begleitet. Es gibt allerdings noch eine zweite und eine dritte.

Unter seinen frühesten Gedichten gibt es eines, das ziemlich oft zitiert wird und in dem vielleicht die seelische Qual und die Klage am durchdringendsten tönt.

Ich rufe dem Ziegelstein zu,
ich stoße den Dolch rasender Worte
in das Fleisch des geschwellenen Himmels:
"Sonne!
Mein Vater!
Hab wenigstens du Mitleid und quäl mich nicht!
Es fließt mein von dir vergossenes Blut.

Es ist meine Seele
durch Fetzen der zerissenen Wolke
im ausgebrannten Himmel
am rostigen Kreuz des Glockenturms!
Zeit!
Mal wenigstens du, hinkender Ikonenmaler,
mein Antlitz in die Kapelle der Jahrhundertmißgeburt!
Ich bin einsam wie das letzte Auge
des zu den Blinden gehenden Menschen!"

Das sind die Verse eines großen Talents. Das ist einer der, wir sagen es gleich, nicht so häufigen Augenblicke, in denen man sich mit dem Autor vereinigen möchte, seinen Schmerz als den eigenen erleben möchte.

Man möchte es schon, kann es jedoch überhaupt nicht, da es absolut ausgeschlossen ist. Denn dieses Gedicht beginnt mit einer fürchterlichen Zeile, die so lästerlich ist, daß sich das Papier wellt; mit einer Zeile, die kein Mensch auf der Welt unter gar keinen Umständen, weder als Narr, noch als Spaß, noch im Spiel, schreiben könnte, es sei denn, es wäre ein Spiel mit dem Teufel:

Ich sehe gerne zu, wie Kinder sterben.

Es ist nützlich, dies zweimal zu lesen, um danach zu jenem Bruchstück zurückzukehren, zum Schmerz und zur Klage. Nicht wahr, jetzt sieht es etwas anders aus?

Wir erkennen plötzlich eine neue Dualität - eine doppelte Sinnlichkeit, eine doppelte Moral, die wir zunächst nicht beachtet haben. "Das von dir vergossene Blut" ist eine tränenreiche Klage des Autors. Aber eben noch hat er mit der gleichen Wollust "Ich stoße den Dolch der Worte ..." gesagt. Dann folgen die in Fetzen gerissene Seele, der hinkende Ikonenmaler und das mißgestaltete Zeitalter, das letzte Auge und die Blinden. Ist das nicht zu dick aufgetragen? Ist das nicht zu viel Selbstverstümmelung, um von seiner Einsamkeit zu reden?

Wir wiederholen eine allgemein bekannte Formel: Der frühe Majakowski ist der Dichter des Beleidigt-Seins und der Klage.

Worin besteht Majakowskis Beleidigt-Sein? In der Gleichgültigkeit der Umwelt ihm gegenüber. Die Welt lebt für sich und hat es nicht eilig, Majakowski zu rühmen, ihn zu lieben und sich ihm hinzugeben. Dafür hat es diese Welt verdient, daß man sie verflucht, verachtet, haßt und sich an ihr rächt.

Meine heilige Rache!
Wieder
führ mich über dem Straßenstaub
die Stufen der Zeilen nach oben!
Das randvolle Herz
schütt ich aus
in der Beichte!

Diese Zeilen sind eigentlich eine Tautologie, denn die heilige Rache des Dichters ist gerade das, wovon sein Herz erfüllt ist und worin seine Beichte besteht. Rache und Haß *FÜR ALLES!* - so heißt das Gedicht.

Die unersättliche Gier nach Besitz, das ist der Urquell all seiner Gefühle. Im Vordergrund steht hier natürlich die Frau als das reale Objekt seiner durchaus realen und durchaus verständlichen Wünsche ("Maria gib!") zu nennen. Gleichzeitig ist dies auch ein Zeichen, ein physiologisch wahrnehmbares Symbol der sich hingebenden und der sich Nicht hingebenden Welt.

Die ganze Erde wird sich als Weib hinlegen,
ihre Fleischmassen in Bewegung setzen, sich willig hinzugeben;
die Dinge beleben sich -
die Dinglippen
lispeln:
"Brav, brav, brav!"

Interessant ist, daß in nahezu allen vorgestellten Bildern von seiner künftigen Anerkennung und Größe - bewußt oder unbewußt, ausführlich oder nur mit einem flüchtigen Wort - dieses aufdringliche Bild ("Die Prostituierten werden sie wie ein Heiligtum auf Händen tragen ...") gegenwärtig ist. Doch alles soll in der Zukunft, im lichten, weitentfernten Morgen sein. Vorerst hat jedoch die Welt - weder als verallgemeinerte Frau noch als konkrete begehrte Frau - keine Eile, sich hinzugeben. Wenn sie nicht liebt, sich nicht hingibt, nicht bewundert, dann muß sie vernichtet werden! Doch zuvor muß sie verwünscht und geschmäht, in den Dreck gezogen, beschimpft und bespuckt werden. Genau hier, im Haß und in den Verwünschungen, tritt mit maximaler und von niemandem übertroffener Stärke Majakowskys echtes Talent zutage, seine unerschöpfliche Energie, sein unbezähmbarer Erfindergeist. In diesem seltsamen und unheimlichen Bereich erreicht er die höchsten Höhen, oder, wenn man so will, die Niederungen seiner Abgründe.

Jetzt
schwöre ich bei meiner heidnischen Kraft!:
Gebt mir
irgendeine
schöne
Junge,
und ohne meine Seele zu vergeuden,
vergewaltige
ich sie und spucke ihr Spott ins Herz!

Es gibt eine sehr wichtige formale Besonderheit, die den Zusammenhang zwischen diesen irrsinnigen Zeilen und der Zeile von den sterbenden Kindern herstellt: Es ist ihre prinzipielle Unaussprechlichkeit. Beim Lesen sprechen wir sie natürlich, vielleicht sogar ziemlich deutlich und laut. Doch unsere Zunge empfindet dabei das Peinliche, die Schwere und den Widerstand, als würde sie sich in einem festgeklebten Teig bewegen. "Vergewaltigen" und "ins Herz spucken", diese Handlungen sind doch in der ersten Person und zudem noch in der Zukunft unmöglich. Wir versuchen, diese schauderhaften Wörter möglichst rasch

zu überspringen, um in die nächste Strophe, in den freien Raum des Gedichts zu gelangen. Dort heißt es:

Mäh die Saat der Rache tausendmal!
Heul in jedes Ohr hinein ...

usw.

Vom Beleidigt-Sein zum Haß, von der Klage zur Rache, vom Schmerz zur Gewalt. Nur zwischen diesen beiden Polen schwingt das Pendel der Majakowski-schen Verse. Nur selten entsteht ein drittes Motiv: die Liebe zu einigen verallgemeinerten Menschen, doch ist dies nur eine Zwischenstation auf dem Weg zwischen dem Haß und dem Beleidigt-Sein, ein kaum erkennbares Zeichen der Welt, deren Fleischmassen sich in Bewegung setzen, um sich hinzugeben ... Es gibt da nur zwei reale, wirklich existierende Punkte, nur zwei. Zwei Stationen, zwei Pole, zweierlei Moral. Der allergrößte Schmerz in der Welt, da Majakowski gekränkt wurde, und die physiologische Wonne bei der Gewaltanwendung, da Majakowski besitzt und sich für die Kränkung rächt. Dabei wird das eine als auch das andere meistens mit denselben Worten ausgedrückt. Das versteht sich irgendwie von selbst. Da sieht er keine Widersprüche, sie existieren für ihn einfach nicht. Indessen sind die stärksten und expressivsten, die spannungsreichsten Gedichte und Versdichtungen auf solch extrem gegensätzlichen und miteinander eigentlich unverträglichen Stücken aufgebaut.

Ihr alle auf den Schmetterling des Dichterherzens
klettert, schmutzig, in und ohne Galoschen.
Die Menge wird zur Bestie,
die hundertköpfige Laus sträubt ihre Füßchen.

Und wenn es mir, dem groben Hunnen, heute
nicht mehr paßt, mich vor euch zu zieren - dann
bekomme ich Lust und spucke gerne,
spucke euch ins Gesicht,
ich - der Verschwender und Vergeuder kostbarer Worte.

Diese meisterlichen Zeilen klingen energisch und leidenschaftlich, sie sind für das Zitat und den Ausruf wie geschaffen, wenn man sie an der Oberfläche des Sinns und des Gefühls aufnimmt. Jeder Versuch, dieses Bild zu realisieren, stolpert über die Unverträglichkeit seiner Komponenten. Eines von beiden: entweder der Schmetterling des Herzens oder der grobe Hunne, der sich zuerst ziert und dann einem freudig ins Gesicht spuckt. Und dann auch die Menschenmasse, die auf den S c h m e t t e r l i n g klettert, was sich nicht sonderlich gut verwirklichen läßt.

Und weswegen sind sie diesem Dichter alle so zuwider? Weil die Frau die "weiße Schminke dick" aufgetragen hat und der Mann "Kraut im Schnurrbart" hat? Diese Widerwärtigkeit ist nicht nur nicht überzeugend, sie ist nicht einmal eine Eigenschaft des Objekts. Es ist offensichtlich, daß sie der Autor einge-

bracht und aufgedrängt hat. Man kann jedem, damit man ihn leichter haßt, Kraut in den Schnurrbart hängen, was keine Kunst ist ... Primär und Ausgangspunkt ist der Haß, alle anderen schrecklichen Greuel dienen nur zu seiner Rechtfertigung und Illustration.

In einer Stunde ergießt sich von hier in die saubre Gasse
Mensch um Mensch euer schlaffes Fett.
Ich aber erschloß euch so viele Versschatullen,
ich - der Verschwender und Vergeuder kostbarer Worte.

Die geradlinige Anschaulichkeit des Bildes erfordert auch eine geradlinige Reaktion. "Das schlaffe Fett", das sind die Menschen, die gerade im Saal sitzen, um die Gedichte des Dichters zu hören. Nur schwer zu glauben, daß sich diese Gedichte nur Beleibte und Fettwänste anhören. Weswegen macht er sie so herunter? Klar, weswegen: wegen "der vielen Versschatullen". Es gefällt ihnen nicht, sie mögen es nicht, sie schwärmen nicht dafür, geben sich nicht hin und setzen auch ihre Fleischmassen nicht in Bewegung. Da gibt's nur eins: man muß ihnen Kraut in den Schnurrbart und weiße Schminke auf die Wangen tun, sie als Laus beschimpfen und ihnen ins Gesicht spucken.

Apropos... Ich spucke ihnen ins Gesicht, spucke Spott ins Herz ... Es stellt sich heraus, daß es dieser Wörter gar nicht so viele sind, als daß man sie verschwenden und vergeuden könnte. Diejenigen, die Majakowski nicht mögen, sind immer Fett und Freßsucht, Blinddarm, ein Magen im Panamahut, also der Prototyp eines Bourgeois aus den ROSTA-Fenstern (ROSTA = Russische Telegraphenagentur), der verallgemeinerte Beleidiger ... Doch am interessantesten scheint wohl etwas anders zu sein: Wie Majakowski ganz unterschiedlich gleiche oder ähnliche Wörter und Bilder in Abhängigkeit davon bewertet, auf wen sie sich beziehen - auf ihn selbst oder auf einen anderen, den er in diesem Augenblick zum Feind bestimmt.

Da macht er sich über die lyrischen Poeten lustig: "Euch macht nur der eine Gedanke Sorgen, *ob ich elegant tanze*". Und daselbst: "*Unwahrscheinlich herausgeputzt, gehe ich über die Erde, um zu gefallen und zu brennen*" (Hervorhebung vom Autor, J.K.). Er holt aus dem Stiefelschaft ein Schustermesser hervor, um den Himmel "von hier bis nach Alaska" zu spalten, und direkt in der folgenden Strophe beklagt er sich, daß "die Sterne wieder geköpft haben". Er holt aus der Brust seine eigene Seele heraus, um sie, blutig wie sie ist, den Menschen als Fahne (eine Variante des Danko von Gorkij) zu geben, und etwas später, einige Seiten weiter, schlägt er ähnliche Dekorationen, allerdings aus einem ganz anderen Material vor:

Laßt Fahnen flattern im Salvenfeuer,
wie an jedem anständigen Feiertag
hebt höher, Laternenpfähle,
die blutigen Wänste der Getreidehändler.

Er selbst hat eine blutüberströmte Seele, beim Getreidehändler ist es der geschlachtete blutige Körper - das ist der einzige Unterschied. Im ersten Fall ist es jedoch der Schmerz und die Opferbereitschaft, im zweiten die Freude und das Fest.

Ich brannte Seelen aus, wo Zärtlichkeit herangezogen wurde ...

Die extreme Lautstärke des Vortrags verhüllt den Sinn des Deklamierten. Im Schreien klingt alles gleich. Ob es "es lebe" oder "weg mit" heißt, ist nicht gleich zu verstehen; es gibt auch keine Möglichkeit, sich hineinzudenken. Doch hört man es sich ein- oder zweimal an, gewöhnt sich das Ohr daran, dann wird im Bewußtsein ein ernsthafter Verdacht wach, der sich verstärkt und sich mit jedem Vers erhärtet. Wenn das nur die berüchtigte Eindruckschinderei ist, was im Russischen, wie man es auch wenden mag, die Unwahrheit bedeutet, dann kann auch der Mensch, der solches sehr findig und sehr beharrlich wiederholt, nicht aufrichtig sein, wenn er sagt:

Doch mir seid ihr -
Menschen
und die, die mich beleidigten -
am liebsten und am nächsten.

Klar, daß dies nur ein Manöver ist, das auf den Verlust der Wachsamkeit zielt. Man schenkt ihm Glauben, er aber schleicht sich heran und spuckt einem voll ins Gesicht, oder er treibt es noch schlimmer und zieht einem mit dem Schlagring von hinten eins über ...

Bevor sich jedoch in unserem Bewußtsein dieses Bild der unheilvollen Heuchelei festsetzt, nehmen wir einen anderen abstoßenden Impuls wahr. In uns spricht gleichsam der bedingte Reflex, der Instinkt der Selbsterhaltung der Gefühle an. Und nicht die Verwünschungen, nicht das Fluchen, nicht die Eindruckschinderei stoßen uns ab (sei's drum!), sondern das Material, aus dem die glänzendsten und ausdrucksstärksten Teile der Majakowskischen Gedichte gemacht sind.

"Blutige Körper, blutige Seele, ein von Liedern blutüberströmter Mund, ein blutiger Herzfetzen, in einem Strahl floß und floß das dunkelrote Blut ..."

"Der frühen Sonne floß das Auge aus, ich kaute unschmackhafte Menschen, der purpurrote Sonnenuntergangs-Fleischer weidet die geschlachteten Körper aus, mit saftigen Menschenfleischfetzen, ellentief mit Menschenfleisch gespickt ..."

Der Dichter ist nicht ein Mann der Tat, er ist ein Mann des Worts. Das Wort ist die Tat des Dichters. Und nicht nur das Wort als Verb, das Wort als

Handlung, sondern jedes Wort, seine Faktur, sein gesamter innerer Sinn und der ganze Umfang der damit zusammenhängenden Empfindungen. Die Worte, die an den emotionalsten Stellen des Gedichts aus Majakowskis Mund tönen, was er auch immer auszudrücken sucht: Wut, Klage, Rache, Mitleid - leben ihr unabhängiges Leben und bewirken das, was sie bewirken sollen: sie stoßen einen einfach physiologisch ab. Übrigens verliert sich beim Lesen auch dieses Gefühl sehr bald. Die Verdichtung anatomischer Schrecken verstärkt den Vers nicht, sondern schwächt ihn bis zu seiner völligen Neutralisierung ab. Nicht nur deshalb, weil die Aufnahmefähigkeit nachläßt, sondern auch deshalb, weil eine eindeutige Belastung fehlt. Der moralische Sinn, die psychologische Ausrichtung einer blutigen Passage ist nicht deren innere Eigenschaft, sondern wird jedesmal vom Autor beliebig vorgegeben. Die negativen Schrecken von *Krieg und Frieden*, die positiven Schrecken der *Wolke in Hosen* und *Einhundertfünzig Millionen*, die negativen sowie die positiven Greuel in fast jedem Gedicht und jeder Verserzählung ... Greuel, Greuel ...

Auch der Mund, der solches spricht, kann nicht jungfräulich rein bleiben. Hier ist das Gesetz der **r ü c k w i r k e n d e n G ü l t i g k e i t d e s W o r t e s** in Kraft. Ein Mensch, der vielfach und mit Spaß wiederholt: "Blut, blutüberströmt, Fleisch, Leichen" und von Zeit zu Zeit zum Totschlag auffordert, verschleibt die Psyche unweigerlich zur sadistischen Wollust hin.

Beim frühen, **r o m a n t i s c h e n** Majakowski ist diese Verschiebung offensichtlich.

Gerade in dieser Verschiebung und in **d i e s e r** Romantik erfolgte seine Begegnung mit der Revolution.

Beim Einzug der Revolution war Majakowski der einzige aller Zeitgenossen, der bereits ihr fertiger Dichter war. Es geht dabei nicht um den Grad seiner ideellen Vorbereitung, die übrigens sehr zweifelhaft ist. In seinen damaligen Werken stoßen wir weder auf den Marxismus noch auf irgendwelche soziale Aspekte, mit denen die Zeitschriften und Bücher im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gespickt waren. Sogar das Wort "Proletarier" oder gar "Arbeiter" sucht man vergeblich, als hätte er so etwas nie gehört. Sein Volk besteht aus "Studenten, Prostituierten, Kleinunternehmern". All das hat jedoch keinerlei Bedeutung, wichtig ist etwas anderes.

1917 war der junge Majakowski der einzige der bekannten Dichter, bei dem Blut und Gewalt nicht einfach Thema und Anlaß, sondern das Versmaterial selbst, dessen Faktur waren. Wer jahrelang wollüstig mit nackten Händen in umgestülpten Därmen und abgehackten Gliedern herumwühlte hatte, war durchaus bereit, zum Bajonett und zum Nagant zu greifen.

In Worten, nur in Worten. Darum geht es ja auch nur.

Er hatte eine erstaunliche Begabung für den Haß. Er konnte alle und alles hassen, angefangen bei den Haushaltswaren bis hin zu den Satzzeichen. ("Seit der Zeit habe ich einen Haß auf Punkte. Auf Kommas auch.")

Jeder neue Punkt seiner Autobiographie endet mit einem Bekenntnis zu irgendeinem Haß.

Dieser Haß pulsierte in ihm und trieb ihn um, kam mal auf der einen, mal auf der anderen Seite zum Ausbruch. Zweifellos hatte das etwas Hysterisches an sich. Die Revolution kam für Majakowski als etwas Heilbringendes, vor allem in dem heilsamen Sinne, daß sie seinen Haß in eine bestimmte Richtung lenkte und ihn damit vor der ewigen Hysterie rettete. Für eine gewisse Zeit beruhigte er sich, kam ins Lot. Er haßte nur in e i n e Richtung. Alle Energie wurde in eine Richtung geworfen. Dabei war die Konzentration auf eines phantastisch, selbst für ein Ohr, das sich an Majakowski gewöhnt hatte, so daß sich viele von neuem an ihn gewöhnen mußten.

Mögen brennen über dem Königreich
die Feuerscheine der Rebellionen!
Mögen eure Hauptstädte
bis auf die Mauern niedergebrannt werden!
Möge aus den Thronfolgern,
den Thronfolgerinnen der Eintopf
in den Kronenschüsseln gekocht werden!

Die Revolution gab ihm auch Waffen in die Hand.

Zuvor waren es nur das Messer und der Schlagring gewesen, jetzt waren es ganz unterschiedliche Geräte, von den "Fingern des Proletariats am Halse der Welt" bis hin zur Mauserpistole und zum Maschinengewehr. Von nun an benutzte er sie je nach Bedarf. Den Vorzug gab er jedoch dem Bajonett. Dieses Wort wurde gleichsam zum materiellen Ausdruck seiner Beziehung zur Welt. "Wir erschrecken die Häuser, indem wir die Bajonette sträuben; Bajonette vom Mond sind härter und böser; wir stehen auf, die Bajonette gesträubt; wir sind da, und haben das Bajonett bis zum Ende blinken lassen; wie das Bajonett lassen wir die Zeile blitzen ..." Die Reihe ist recht eintönig, setzt sich aber trotzdem bis ins Unendliche fort.

Seltsam, gerade diese Reihe mit dem besagten Wort zwingt mehr als alle anderen entsetzlichen Greuel zum Nachdenken über die Frage: Besaß Majakowski Vorstellungskraft, diese primäre Eigenschaft eines Dichters? Oder einfach gesagt: Hat er das gesehen, was er schrieb?

Hat er es sich, zum Beispiel im Moment des Sagens, vorgestellt, wie sein Lieblingsgerät funktioniert, wie es das Bauchgewebe, den Widerstand überwindend, zerreißt, die Gedärme zertrennt, die Wirbelsäule zersplittert?

Wir wissen, daß Majakowski niemandem die Kehlen durchgeschnitten, niemanden mit dem Schlagring betäubt und auch mit dem Bajonett nicht zugestoßen hat. Im Krieg war er auch nicht, und selbst in die Partei ist er, wie er selbst zugibt, nicht eingetreten, um nicht an die Front zu kommen. Er verwendete immer nur das Messer. ("Mit dem Messer in der Hand, mit dem durchgerosteten geht er auf einen los".) Vielleicht ist das ein System der Bilder, und vielleicht ist das berühmte "ich will, daß das Messer dem Bajonett gleichgestellt wird" umgekehrt zu lesen? In dem Sinne, daß das Bajonett kein Bajonett, sondern ein Messer, das Maschinengewehr eine Schreibmaschine und der Schlagring ... nun, nehmen wir an, ein starkes Wort ist? Und all das sollen nur Symbole sein?

Jetzt
verfehlen wir das Ziel nicht.
Wir wissen, wen - ziele!
Die Füße wissen, über welche
Leichen
sie zu gehen haben.

Das sind Verse, in denen es um die Richtung geht, von der man jetzt weiß, wo es lang geht. Das ist weder schrecklich, noch ist es wörtlich zu nehmen. "Wir verfehlen das Ziel nicht, ziele!" - das sind alles Symbole ... Ausgezeichnet, doch was symbolisieren Leichen?

Doch wir bieten -
nicht Corneille gegen Racine -,
wir bieten den Vater
zum Tausch gegen alten Plunder an,
wir
übergießen
auch ihn mit Petroleum
und lassen ihn durch die Straßen rennen
zur Illumination.

Nein, das klappt nicht, das haut nicht hin. Es gibt Wörter, die an sich so stark sind, daß sie nicht der Schatten anderer Wörter sein können, keine anderen Begriffe ausdrücken können, außer den ursprünglichen. Eine Leiche ist immer eine Leiche, ein Vater ein immer ein Vater, und ein Dichter ist immer ein Dichter mit seiner übersteigerten Vorstellungskraft. Hat er sich denn eine Vorstellung davon gemacht, was er schrieb, hat er denn diese Leichen gesehen, hat er einen toten Körper unter seinen harten wissenden Füßen gespürt? Hat Majakowski etwa seinen Vater, von Flammen erfaßt, über die Straße laufen sehen oder nicht?

Jede Antwort auf diese Frage fällt für den Dichter vernichtend aus.

Wenn die ungeheuerlichsten Wörter dieser Welt nur Symbole für etwas anderes, etwas Friedlicheres und Alltägliches sind, was bedeuten dann alle anderen Wörter? Der Preis eines Wortes würde in einem derartigen Sprachsystem letztlich auf Null sinken.

Wenn aber die Wortbedeutung nicht reduziert ist ...

Wir wollen uns nicht verstellen, als wüßten wir nicht, daß eine Metapher immer eine Analogie ist. Die Analogie setzt jedoch die augenblickliche Gleichheit, die Äquivalenz der sinnlichen Wahrnehmung voraus. "Über Leichen gehen" bedeutet nicht unbedingt über Leichen gehen, jedoch etwas genauso Grausames und Schreckliches, nämlich viele Menschen ohne Gnade zu töten, ohne Mitleid, ohne sich umzudrehen, ohne nachzudenken. Die poetische Metapher unterscheidet sich dadurch von einem gewöhnlichen Sprachklischee, daß sie nicht nur ein Schatten der Realität ist, sondern ein Eigenleben hat, das durchaus real ist in der Welt der Vorstellung. Und in diesem Sinne heißt "über Leichen gehen" eben über Leichen gehen. Dieser Sinn, wörtlich aufgefaßt, soll die entsprechende Empfindung entstehen lassen.

Beispielsweise sagt Majakowski:

Zu mir,
der ich ruhig einen Messerstich versetzt
und mit einem Lied den feindlichen Körper verließ!

Durchaus möglich, daß es nur eine Allegorie der grausamen Härte und der Treue zur Rache ist. Doch diese Allegorie beginnt erst von dem Augenblick an zu wirken, wie wir uns einen l e b e n d i g e n Menschen vorstellen, der die beschriebenen Taten begeht. Einen Menschen, der sicherlich nicht normal, nicht bei Verstand und ein Sadist ist: Wer sonst würde jemandem in aller R u h e einen Messerstich versetzten und anschließend auch noch singen!

Alle diese ungeheuerlichen Zeilen, unaussprechlichen Wörter und unvorstellbaren Bilder verwendet Majakowski also nur als Symbole, nur in der zweiten, der übertragenen Bedeutung, und gleicht sie damit dem Sprachklischee an (man sagt: "mörderisch schön, todmüde"). Wenn er ihren schrecklichen Sinn nicht versteht, dann ist er ein Mensch ohne Vorstellungskraft und die Poesie ist ihm dann etwas Fremdes.

Wenn er jedoch dies alles sieht und spürt, wenn alle Wörter da stehen, wo sie hingehören, und das bedeuten, was sie bedeuten sollen, dann ist die ganze Angelegenheit vielleicht noch trauriger. Dann haben wir einen abscheulichen und zweifellos kranken Menschen vor uns. Eben den Sadisten und Paranoiker, der mehrmals am Tage in aller Ruhe mit dem Messer zusticht und über Leichen schreitet, von Körper zu Körper, und dabei seine verrückten Lieder singt ...

Ich denke, keine dieser Hypothesen ist falsch oder gänzlich richtig. Die Wahrheit liegt irgendwo, wie das bei brutalen Alternativen der Fall ist, in einer anderen Ebene.

Majakowskis erstarrtes, aus der Kindheit stammendes Gekränkt-Sein, der Haß gegen die Mächtigen und Besitzenden, die Rache an den nicht Gebenden

und den sich nicht Hingebenden trägt fast immer Züge des Pathologischen. Aber auch der Preis der starken und schrecklichen Worte ist in seiner poetischen Welt ein anderer, im allgemeinen ist er niedriger anzusetzen. Niedriger durch den häufigen Gebrauch dieser Verse, die ständig zum Schreien gebracht und an die Hörgrenze hochgejagt werden, wo auch die schwachen Wörter wie starke klingen und die starken sich fast nicht mehr abheben. Da fällt dann auch zwangsläufig der Preis für die Begriffe und Handlungen, die mit diesen Wörtern bezeichnet werden, sie büßen den ihnen eigenen Sinn ein. In dieser Unbestimmtheit des Sinns verliert sich nicht nur der Leser, sondern auch der Autor.

Ich weiß nicht, ist Spucke beleidigend oder nicht?

In der Tat ist es schwierig, andauerndes Spucken von anderem Tun zu unterscheiden.

Doch das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache besteht darin, daß alle Gedichte Majakowskis ohne Ausnahme, jedes seiner Bilder und jedes Wort in der e n d l i c h e n, v e r e i n f a c h t e n Welt existieren, die durch das Ä u ß e r e der Erscheinungen, die H ü l l e der Gegenstände und die O b e r f l ä c h e der Wörter begrenzt ist.

Das ist eine Welt geometrischer Strukturen, rationaler logischer Zusammenhänge und einfacher mechanischer Wechselwirkungen.

Verfügte Majakowski über Vorstellungskraft? Selbstverständlich, und zwar über eine gewaltige. Doch seine z ü g e l l o s e Phantasie, sowohl im Bereich neuer Bilder als auch im Bereich des Wortes und der Wortschöpfung, wurde durch die Grenzen dieser Welt, durch ihre mechanischen Gesetze g e z ü g e l t.

Darin liegt der Schlüssel zum ganzen Majakowski.

Der Begriff der Poesie ist ziemlich verschwommen, seine Definition ist kaum zu erreichen. Nur der junge Pasternak konnte sich in seiner Jugend dazu entschließen, und auch nur in Form einer Menge ungefährender Behauptungen, die keinen direkten Bezug zur Sache haben.

Das ist das angeschwollene Pfeifen,
Das ist das Knirschen zusammengedrückter kleiner Eisschollen,
das ist die Nacht, die das Blatt in Eis verwandelt,
das ist der Zweikampf zweier Nachtigallen.
Das sind die süßen verwilderten Erbsen

usw.

Einverstanden, das kann man unendlich fortsetzen.

Wie alle großen Weltbegriffe läßt sich die Poesie nicht definieren, man kann lediglich versuchen, einige Bezeichnungen für einige ihrer Besonderheiten zu finden, und wenn wir Glück haben, sind es vielleicht die wichtigsten.

Wenden wir uns zunächst dem Offensichtlichen zu: Die Dichtung befaßt sich mit dem i n n e r e n Wesen der Erscheinungen. Die äußeren Eigen-

schaften der Menschen und Gegenstände, die leicht auszumachenden oberflächlichen Merkmale werden von ihr nur als Mittel und Verfahren benutzt, um das Geheime und das Verborgene zu begreifen.

Wichtig ist dabei ein Detail. Das Äußere ist nicht das Endziel, es ist jedoch auch kein Hindernis auf dem Weg zum Inneren. Da sind keine geometrischen Analogien angebracht, weil das Innere als Gegenstand der Poesie nicht im Äußeren enthalten ist, sondern es durchdringt und mit ihm in Wechselwirkung steht. Das Begreifen des Poetischen ist keine anatomische Autopsie, es erfolgt nicht durch die Zerstörung der Hülle, sondern durch die aktive Wechselwirkung mit ihr. Die große Bedeutung des dichterischen Bildes besteht eben darin, daß wir mit seiner Hilfe das verborgene Wesen der Natur, der Menschen und der Ereignisse erkennen und dabei ihre natürliche Ganzheitlichkeit nicht verletzen, nicht in sie eindringen, sie nicht zerstören und nicht töten.

So lebt die Dichtung, so leben Dichter.

Majakowski lebt aber nicht so, er lebt völlig anders.

Die Wahrnehmung der Welt als etwas Ganzheitliches, das vom unerreichbaren Geheimnis durchdrungen ist, war für ihn ganz und gar uncharakteristisch. Er sah die Welt als eine Gesamtheit von Teilen, die eine bestimmte geometrische Form haben, mechanisch miteinander verbunden sind und auch nach den Gesetzen der Mechanik funktionieren (die ihm übrigens absolut unbekannt waren, sich jedoch auf irgendeine Weise von selbst verstanden). In dieser Welt ist die Form immer außen, der Inhalt immer innen. Daher ist es verständlich, was zu tun ist, um den Inhalt zu sehen und zu erkennen.

Kinder (auch junge Literaturschulen) interessieren sich immer dafür, was im Pferd aus Pappe drin ist. Nach der Arbeit der Formalisten sind die Innereien der Pferde und Elefanten klar. Falls die Pferde ein bißchen Schaden genommen haben, bitte ich um Entschuldigung.

(Wie man Verse macht)

Die Innereien das ist das Innere. So naiv und entlarvend einfach interpretiert Majakowski die komplizierten Überlegungen seiner Freunde, der Formalisten. Auf dieser kindisch vereinfachten Vorstellung beruht seine ganze Wahrnehmung sowohl der Dichtung als auch des ihn umgebenden Lebens.

Schematisch sieht das folgendermaßen aus.

Der Dichter ist ein Mensch, der schön und interessant reden kann. Seine Form der Darlegung ist die Deklaration. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, er zieht die Menschen an, überzeugt sie und führt sie dahin, wohin er es für erforderlich hält (ein Tribun). Doch das Objekt seiner Rede ist durch all das begrenzt, was sich in seinem Gesichtsfeld befindet: Häuser, Menschen, Pferde, Straßenbahnen... Das alles ist im gewöhnlichen Zustand für niemanden von In-

teresse, darüber ist Tausende von Malen geredet worden. Folglich müssen diese Gegenstände ungewöhnlich gemacht werden, sie sollen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Hierfür gibt es zwei Möglichkeiten:

Man bringt sie dazu, sich seltsam zu benehmen, so, wie es ihrer Natur zuwider ist,

oder man verändert, verunstaltet und deformiert ihr Aussehen bis hin zur Umstülpung und Freilegung der Innereien und Abtrennung der Gliedmaßen.

In der Welt gibt es nichts anderes als nur die Oberfläche und das Innere. Und jedes Ganze besteht aus Teilen, von denen jedes seinerseits aus Teilen und Oberflächen besteht. Und die Materie ist unendlich, sowohl im Makro- als auch im Mikrobereich ... Das liegt allerdings schon weit weg und ist abstrakt, einige Glieder genügen bereits. Um etwas Neues zu sehen, muß man die Oberflächen miteinander verbinden, sie aufblähen und auf eine ungeheuerere Größe bringen, oder aber man nimmt eine beliebige Oberfläche, zerbricht sie, stülpt sie um, reißt sie in Stücke und legt die lebenden feuchten Innereien frei. Außerdem kann man ein Stück herausschneiden und es so hochheben, daß jeder sieht, wie seine abgerissenen Rändern funkeln oder das Blut aus ihnen herausrinnt. "Ich werde sie am blutigen Herzfetzen reizen."

Ob lebendig oder nichtlebendig, die Einstellung ist dieselbe, der Unterschied ist rein äußerlich.

... da, wo beim Menschen der Mund ausgeschnitten ist,
ist vielen Dingen ein Ohr angenäht!

Dergestalt ist in groben Zügen Majakowskis Ästhetik. So entsteht sein Gigantismus und Hyperbolismus, so entsteht auch der Anatomismus, die Leidenschaft für Zergliederungen, für die Zerlegung des Fleisches. Für einen Augenblick erreicht er einen Effekt, mitunter sogar einen sehr starken, aber eben nur einen Effekt, und nur für einen Augenblick, bis sich die erste Verwirrung gelegt und man sich an das schreckliche Bild gewöhnt hat. Dann stellt sich heraus, daß alle Zergliederungen nur die Oberfläche der Wahrnehmung unterstreichen. Bekanntlich ist die Gesamtoberfläche der Teile immer größer als die Oberfläche des Ganzen. Und die Zerlegung und Umstülpung ergeben auch nichts Neues: Im dichterischen Sinne ist die Innenoberfläche um nichts gehaltvoller als die Außenoberfläche. Doch einen anderen Weg hat Majakowski nicht. Nötigung und Gewalt sind seine Methode, da kommen die Hauptzüge seiner Persönlichkeit zusammen: die kindliche Rache und sein Beleidigt-Seln, der sadistische Komplex und seine oberflächlich mechanische Betrachtungsweise. Ständig vergewaltigt er das Objekt, um so Ausdruck zu gewinnen, und die gleiche Gewalt tut er auch dem Wort an.

Seine virtuose Wortschöpfung hat dieselbe Ursache wie die Deformation der materiellen Objekte. Er besaß zwar ein wunderbares Gespür für das Wort,

es begrenzte sich aber nur auf die Oberflächenschicht, die dem Auge und dem Gehör zugänglich ist. Zurecht könnte man über ihn sagen, daß er ein außerordentlich feines, mitunter geniales Gespür für die *W o r t o b e r f l ä c h e* besaß.

Das bedeutet nicht, daß er die Wörter nur in ihrem direkten, alltäglichen Sinn gebrauchte. Im Gegenteil, das tat er gerade nicht.

"Ich kenne die Kraft der Worte, ich kenne der Worte Sturmläuten ..."

Die Kraft der Worte kannte er, nicht aber ihr Geheimnis. Die Wörter kannte er, nicht aber das Wort. Das Sturmläuten, das verstand er, doch die Magie der einfachen menschlichen Rede existierte für ihn überhaupt nicht. Das Schicksal eines Wortes fühlte er nicht heraus, seine individuellen Eigenschaften sah er nicht, er vertraute ihm nicht und gestand ihm auch keinerlei Freiheit zu. Sogar in seinen besten Gedichten, aber nein, gerade in seinen besten Gedichten sind die Wörter auf die Zeile aufgezogen, wie auf einen festen Drahtrahmen eingepaßt und dicht aneinander gepreßt, so daß jedes seinen ihm vom Autor streng zugedachten Platz hat. Keines der Wörter kann man verdächtigen, daß es seinen Platz alleine, aus freien Stücken eingenommen hat. Ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts ist in dieser steifen Konstruktion unmöglich. Denen, die sich gewehrt haben, hat man den Kiefer ausgerenkt. Und daher fehlt es allen Wörtern, die *d i r e k t g e b r a u c h t* werden, an jeglichem Spielraum und Raum, sie sind eindeutig und flach wie ein Blatt Papier. Die einzige Möglichkeit, ihnen Raum zu verschaffen, besteht darin, sie im übertragenen Sinne zu gebrauchen, was Majakowski hauptsächlich auch tut. Die bildhafte Dichte seiner Verse, ihre metaphorische Sättigung kommt eigentlich nicht daher, daß es ihnen gut geht. Denn nur so kann er verhindern, daß sie wörtlich genommen werden. Intuitiv versteht er, daß es zwischen Wort und Begriff eine Distanz geben muß. Doch da er dem Wort ein Elgenleben und die freie Wechselwirkung mit dem Kontext abspricht, erreicht er diese Distanz durch den Bau einer komplizierten Konstruktion oder durch einen ununterbrochenen Energiezufluß. Bei Majakowski herrscht das Wort nicht über den Begriff "wie die Seele über den weggeworfenen, aber nicht verlassenen Körper", es ist einfach angehoben und in der nötigen Stellung fixiert. Nichts Wörtliches, aber auch keine Freiheit, und der Kreis der möglichen Assoziationen ist damit genauso fest an das Wort gekoppelt, wie es im alltäglichen Gebrauch sein wörtlicher Sinn war. Allen diesen Konstruktionen, so kunstreich sie sind, fehlt der pulsierende Raum, die Unendlichkeit der assoziativen Möglichkeiten. Das Bild ist bei Majakowski kein Bündel von Assoziationen, sondern eine lineare fortlaufende Reihe, bestenfalls mit zwei oder drei Verzweigungen, deren Richtung vor-

gegeben ist. Majakowskis Temperament ist, streng gesprochen, kein Temperament, sondern Energieversorgung. Ständig sind die Starrheit der Ausgangskonstruktion und der vorgegebene Energiefluß zu spüren, die es der Zeile nicht erlauben, auf den Boden zu fallen. Man spürt eine allgemeine Willensanstrengung, die die Wörter in einer bestimmten Weise anordnet, man spürt die Anspanntheit, die Besorgnis und die Unfreiheit dieses formal freien Verses.

Nach einer Pause, sogar nach einer kurzen, entsteht ein seltsames Gefühl. Man hat den Eindruck, daß man, falls man zurückblättern würde, die Verse an der vorigen Stelle nicht mehr finden würde; daß alle Wörter, die unbeaufsichtigt blieben, die Ketten gesprengt haben und auseinander gelaufen seien. So spielt es sich im Grunde genommen ab, da man beim wiederholten Lesen immer wieder Kraft für das Einsammeln aufwenden muß. Majakowski lesen ist Schwerstarbeit, Arbeit, die rein physisch anstrengend ist und der Kreativität entbehrt. Die ganze *k r e a t i v e* Arbeit hat der Autor für uns schon getan. Wir haben nur noch Wort für Wort in der nötigen Reihenfolge zu wiederholen, möglichst die Betonung richtig zu setzen und uns genau das vorzustellen, was wir sollen.

Majakowski ist eigentlich ein Dichter ohne Leser. Majakowskis Leser ist immer Hörer, selbst wenn er nicht im Saal sitzt, sondern bei sich zu Hause mit dem Buch in der Hand. Majakowskis Gedichte können einem gefallen, man kann sich dafür begeistern, man kann sie lieben - miterleben kann man sie aber nicht, sie handeln nicht von uns. Das kommt freilich nicht daher, daß Majakowski immer über sich schreibt, sondern im Gegenteil daher, daß er nie über sich selbst schreibt. Seine Gedichte sind immer Deklaration, niemals Beichte. Selbst wenn er verkündet: "Beichte!" ist es trotzdem eine Deklaration.

Mit der Wahl dieses deklamatorischen Weges hat er sich ein für alle Male vom Leser losgesagt, vom schöpferischen Partner, vom gleichberechtigten Gesprächspartner. Er zog das Publikum vor. Jedes, sogar das ihm feindlich gesinnte.

Das führte zum Golgatha die Auditorien
von Petrograd, Moskau, Odessa und Kiew,
und es gab keinen einzigen,
der
nicht geschrien hätte:
"Kreuzige,
kreuzige ihn!"

Keinen einzigen! Das muß man sich vorstellen. An wen hat er sich dann gewandt?

Der Appell an ein fremdes Publikum ist der sicherste Hinweis auf das Illusorische der Verse. Es gibt keinen Dichter ohne den Leserfreund, und Verse, die sich grammatikalisch gesehen an den Feind wenden, wenden sich sowieso

an den Freund. Es gibt keinen Dichter ohne den verständnisvollen Gesprächspartner, und es gibt keine Dichtung ohne das schöpferische Mitschaffen des Lesers, über das sie r e a l i s i e r t wird.

Führt man diesen Gedanken zu Ende, bis zum Paradox, dann läßt sich sagen, daß es Majakowskis Gedichte in der Natur überhaupt nicht gibt, weil es es einen solchen Leser, über den sie realisiert werden könnten, nicht gibt und nicht geben kann.

Eigentlich läßt sich die Dichtkunst nicht widerlegen, weil sie auf nichts besteht. Ihre Sache ist es, zu entdecken und zu konstatieren. Jeder Fall ist für sie ein besonderer, jeder Erkenntnisakt ist individuell. Sie genügt sich selbst und überzeugt an sich. Das Wunderbare muß erhaben sein, und zwar in diesem Sinne.

Anders ist es mit der deklamatorischen Dichtung bestellt. Ihr Los sind andauernde Bemühungen, genau die Hast, die die Muse nicht verträgt. Die Deklaration nimmt eine relative Wahrheit und setzt sie als absolute Wahrheit. Das kann absolut alles sein: eine allgemeine konzeptionelle Frage oder eine Kleinigkeit aus dem Alltag. Wichtig ist, daß die deklarierte Wahrheit der dauernden Sorge und des Schutzes bedarf und den Autor, wurde sie einmal verkündet, nie mehr in Ruhe läßt.

Majakowski ist immer und in allem deklarativ, angefangen bei der Politik bis hin zum Wetter und zur Uniform. Deshalb ist er nie gelassen, sondern immer erregt und auf der Hut; der Hast und Sorge ist er ewig verhaftet. Er ist ein wahnsinnig beschäftigter Mensch. Er kann sich keine Minute Ruhe gönnen, weil gerade in dieser Minute etwas von jemandem in Zweifel gezogen werden, weil ein überzeugender Einwand unbeantwortet bleiben könnte. Der Dichter ist dauernd am Arbeiten, um neue Beweise herauszusuchen, und muß, wie der von ihm verlachte Gelehrte, "sekündlich die Quadratwurzel ziehen".

Das ist eine schwere, mühevoll und zutiefst p a p i e r e n e Arbeit.

Und da ist noch ein Majakowskisches Paradox, ein Betrug, der mit ihm im Zusammenhang steht. Der Schreihals von der Straße, der Sänger unflätiger Wunder war im Grunde genommen ein ausgesprochen papierener Autor.

Er rief sich zum Dichter der Straße aus, er etablierte sich als solcher, doch auch das geschah nur mittels der Deklaration, indem er allen ihn umgebenden Menschen aufzeigte, daß sie das, was er konnte und wußte, nicht konnten und nicht wußten. Das war nur eine, die harmloseste und negativste Seite des Beweises. "Könnten Sie ein Nocturne spielen? Verstehen sie die Sprache der Straßenbahn?" Doch als die "sprachlose Straße" mit seiner Hilfe endlich die Sprachfähigkeit erlangte, was für ein steckengebliebener Schrei entriß sich da seiner strapazierten Kehle? "Gehen wir fressen!" War das die vielen Bemü-

hungen und Sorgen wert? Ja, was hätte denn diese verallgemeinerte Straße, diese Straße als Symbol und als Kategorie Interessanteres schreien können? Auf der Flöte aus Abflußrohren hatte niemand ein Nocturne gespielt, auch Majakowski nicht. Das war eine Bestätigung durch Verneinung, ein Streit, der, da die andere Seite fehlte, auf dem Papier in der Stille des Arbeitszimmers gewonnen und dann nicht auf die Straße, nein, sondern in einen geschlossenen, engen und überfüllten, feindschaftlich-freundschaftlich eingestellten Hörsaal hinausgetragen wurde.

Bekanntlich dichtete er oft im Gehen, sang die Zeilen vor sich hin und notierte sie erst später in seinem Notizbuch. Das ändert die Sache jedoch nicht. Hinter jedem Gedicht und hinter jeder Zeile steckt peinlich genaue Schreibtischarbeit, mühsame Papierarbeit. Ja, es ist nicht einmal so: Jede Zeile seiner Gedichte ist der Ausdruck dieser Arbeit.

Mit den Wortnägeln
Bin ich an das Papier genagelt.

Ich möchte sagen, daß Majakowskis Verse nicht so sehr Gedanken und Gefühle ausdrücken, sondern eher jene Kniffe und Verfahren, mit denen diese Gedanken ausgedrückt werden. Seine Zeilen riechen nach Arbeit und Schweiß, nach dem Schweiß des Autors und dem des Lesers.

Ich dachte früher,
Bücher würden so gemacht:
Ein Dichter kommt,
öffnet leicht den Mund,
und sofort singt er los, der inspirierte Einfaltspinsel -
na bitte!
Doch es stellt sich heraus:
Bevor es zu singen beginnt,
geht man lange, von Unruhe schwierig geworden, umher,
und leise zappelt im Schlamm des Herzens
die blöde Plötze der Phantasie.

Diese kindische Vorstellung vom dichterischen Schaffen (er stimmte sie gleich an), die Majakowskij eingefallen ist oder die er sich ausgedacht hat, kommt letztlich der Wahrheit näher als seine spätere Entdeckung als Erwachsener, derzufolge man lange herumgeht.

Was soll man sagen? Die literarische Arbeit ist hart. Doch bei der Arbeit, wenn der Autor mit dem Wort zusammenwirkt, jede Zeile ausfeilt und zum nötigen und einzig möglichen Klingen bringt, entwickelt und erhellt er gleichsam das Bild, das vor ihm und ohne ihn existierte, unabhängig von seinen eigenen Anstrengungen. Daher kommt auch die natürliche, lebendige Selbständigkeit des fertigen, niedergeschriebenen Verses, daher kommt auch das Gefühl der Leichtigkeit beim Lesen ("den Mund leicht geöffnet"). Ich meine freilich nicht die bedeutungsmäßige Leichtigkeit, sondern das Fehlen der mühseligen Vorarbeiten

am noch unpoetischen Ausgangsmaterial. Diese Arbeit ist im Vers nicht enthalten, sie bleibt außerhalb seiner Grenzen. Da gibt es keine Verstellung, kein Versteckspielen oder irgendeinen anderen Betrug. Der Weg zur Harmonie ist immer quälend und mühsam und in großem Maße disharmonisch. Es ist jedoch ein Weg, kein Ziel. Es gibt keine Dichtung ohne dichterische Arbeit. Die dichterische Arbeit ist jedoch keine Dichtung.

Diese harte Gesetzmäßigkeit kennt Majakowski nicht, er will sie auch nicht kennen.

Er denkt oder will denken, daß der Dichter bei seiner Arbeit am Manuskript keine Wahrheit oder Harmonie sucht, sondern im Gegenteil, da er weiß, wie diese aussieht, für den Leser ihr Portrait aufbaut, damit sie auch ihm, dem Leser, klar wird. "Die blöde Plötze der Vorstellungskraft" ist ja gerade auf der Suche nach den Mitteln und nötigen Baumaterialien. Der Wahlspruch der Futuristen, das "Verfahren bloßzulegen", den Majakowski so gerne aufgriff, kommt gerade von dieser Vertauschung, von der Idee des mechanischen Aufsichtens, Anziehens, Dekorierens, Tarnens, die Majakowski überall in der "klassischen" Dichtung zu sehen glaubt. In Wahrheit tarnt und versteckt die wahre Dichtung das Verfahren niemals, sie stellt es aber auch nicht zur Schau. Sie verwendet es einfach. Groß und mühsam ist natürlich die Arbeit des Dichters, doch wenn der Vers endlich steht, dann besteht sein Wert in ihm selbst und nicht in den auf ihn verwandten Bemühungen, die die wahren Dichter in der Regel sofort vergessen.

Majakowski vergißt sie nie und läßt sie auch den Leser nicht vergessen. Er ist vom Wert seiner Arbeit an sich und dessen Lehrhaftigkeit für andere Dichter überzeugt. Er schreibt zwölf Varianten einer Zeile aus seinem Konzept ab und führt sie öffentlich vor, wobei er auch die ungeschicktesten mit aufnimmt und dabei seine Ernsthaftigkeit nicht verliert, sondern es mit Stolz und Vergnügen macht. Bemerkenswert dabei ist, daß er tatsächlich alle Varianten notiert hat. Bemerkenswert ist auch seine Überzeugung, daß es wirklich alle Varianten sind ...

DER TOD IN BLAGOWESCHTSCHENSK

Zum Gedenken an Valentin Sokolow

Es gibt Erinnerungen, mit denen der Mensch nicht leben kann. Entweder verdrängt sie das Bewußtsein aus dem Gedächtnis (I.P. Pawlow erklärte diesen Vorgang mit der Schutzreaktion des Organismus), oder es nivelliert sie, indem es sie in der Menge kleiner alltäglicher Einzelheiten auflöst. Letztlich ist das Leben überall ein Leben, selbst in den psychiatrischen Sonderkrankenhäusern (PSK).

Ein PSK, von denen es in der Sowjetunion derzeit bereits dreizehn gibt, ist eine ungewöhnliche medizinische Institution, die nicht dem Gesundheitsministerium, sondern dem Ministerium für innere Angelegenheiten unterstellt ist. Die Ärzte eines PSK sind vor allem Offiziere und dann erst Mediziner, die zwar theoretisch dazu da sind, Personen zu behandeln, die im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit Straftaten begangen haben, jedoch häufig für die Abrechnung mit politischen Häftlingen eingesetzt werden. Dutzende und Hunderte politischer Häftlinge wanderten durch die Krankenzellen der PSK. Wegen "schizophrenen Andersdenkens", um die Worte eines Arztes und Zynikers aus dem PSK Dnepropetrowsk zu gebrauchen. Zu ihnen gehörten so namhafte Persönlichkeiten der demokratischen Bewegung wie P. Grigorenko, der Mathematiker L. Pljuschtsch, W. Bukowski und andere.

Es ist schwer zu sagen, zu welchem Zweck diese Methode des Kampfes mit den Andersdenkenden ausgedacht wurde. Sei es wegen der Statistik (ein Patient eines PSK gilt ja nicht als Häftling), sei es, um zu beweisen, daß es Orte gibt, die noch schrecklicher als das schrecklichste Lager sind. Ein normaler Mensch in einem normalen psychiatrischen Krankenhaus - das klingt schon unheimlich genug. Wenn nun das Krankenhaus kein gewöhnliches, sondern ein Sonderkrankenhaus ist, eins, in der Patienten ermordet, der Kälte und dem Hunger ausgesetzt, mit Arzneimitteln vergiftet werden? ...

Valentin Petrowitsch Sokolow war nicht leicht einzuschüchtern. Zum ersten Mal wurde er 1947 verhaftet und nach dem sattem bekannten Artikel 58 zu 10 Jahren verurteilt. Neun Jahre saß er im Lager ab. Dort begann er unter dem Pseudonym Valentin Seka, Gedichte zu schreiben (Seka bedeutet Häftling; so wird die amtliche Abkürzung s/k = Häftling ausgesprochen).

Damals konnten sehr viele ein solches Pseudonym für sich beanspruchen, Sokolow bewies jedoch, daß er ein besonderes und unbestrittenes Recht darauf hatte. 1958 bekam er wieder zehn Jahre, wegen seiner Gedichte. Gedichte über die Welt, in der es so wenig Poesie gibt ...

Anfang der siebziger Jahre wurde er erneut verhaftet. Zur Abwechslung beschuldigte man ihn dieses Mal des Rowdytums. Die Strafe fiel entsprechend bescheidener aus: fünf Jahre. Die letzte Verhaftung erfolgte 1977, direkt im Lager. Um sich die Komödie vor Gericht zu ersparen, wurde Sokolow in das PSK Tschernjachowsk eingeliefert - zum Sterben. Dort starb er auch, Ende 1984. Kurz vor seinem Tod wählte ihn die französische Sektion des PEN-Clubs zu ihrem Mitglied.

Der Autor der hier veröffentlichten Aufzeichnungen war mit Sokolow nicht bekannt und wurde auch nicht im PSK Tschernjachowsk "behandelt". Er schreibt über eine andere "Klasmühle", über die von Blagoweschtschensk, wo er zwei Jahre wegen seiner Samisdat-Tätigkeit zubrachte.

V. Dawydow dramatisiert nichts, erinnert sich nur daran, was er natürlich am liebsten vergessen würde. Nicht die Ambitionen eines Memoiren-schreibers, sondern ein weiterer Tod in der endlosen Reihe von Todesfällen ließ ihn zur Feder greifen.

Ich habe Valentin Sokolow zweimal im PSK angeschrieben, ohne jedoch eine Antwort zu bekommen. Und plötzlich diese Nachricht, die einem die Kehle zuschnürt: "Verstorben im PSK". Wie gut ich mir das vorstellen kann. Wie er unter den Schmerzen litt, wie er sich auf der durchgelegenen, stinkenden Matratze hin und her wälzte, die unerträglich schmutzigen Wände anstarrte und um Hilfe bat. Die Schmerzen wurden nicht weniger, und allmählich stellte sich der heilsame Dämmerzustand ein, und dann verlöschte auch das Bewußtsein. Doch vielleicht ist er plötzlich gestorben, das Herz blieb einfach stehen. Dann hast du Glück gehabt, Valentin Seka!

Jetzt bist du frei - endlich frei ...

Doch woher kommt es, daß ich hier, mitten in Europa, solche Dinge wie "Stolypin" (Eisenbahnwaggon für den Gefangenentransport), "Zone" (Lagerterritorium) und "PSK" wie einen Alptraum wahrnehme und mir die Gedanken an dich keine Ruhe lassen. Ich weiß, daß ich ebenfalls hätte sterben können, und es war der pure Zufall, daß ich nicht gestorben bin. Die Ärzte der PSK arbeiten ja auch nach Plan. Ist der Plan schon erfüllt, dann werden dem einen oder anderen erleichterte Bedingungen gewährt, wird die Antibehandlung weniger streng gehandhabt und manche werden gar entlassen. Und wenn ich

überlebt habe und jetzt in Freiheit lebe, dann vielleicht nur dank der anderen, der Gestorbenen. Im Gedenken will ich mich vor ihnen verbeugen. Gib ihnen die Ruhe, Herr.

. . .

Die sechste Abteilung des PSK Blagoweschtschensk, in der ich ohne Unterbrechung fast zwei Jahre verbracht habe, befand sich im ersten Stock des Neubaus. Im zweiten war die Schneiderei, in der die sechste Abteilung hauptsächlich beschäftigt war. Bei schönem Wetter konnte man durch die Fenster der Werkstatt das andere Ufer des Amur, das heißt China, sehen. Im Erdgeschoß war die Tischlerei, in der die zum Bedienungspersonal gehörenden Häftlinge arbeiteten. Doch einer von ihnen war aus unserer Abteilung. Es war Tolja Komarow, der schon das achte Jahr wegen irgendeines schweren Delikts einsaß. (Ich glaube, er hatte seine Frau und seine Tochter im Zustand einer durch Alkohol hervorgerufenen Psychose getötet.) Komarow war ein eng spezialisierter Fachmann - er machte Särge. Jede Woche schob er mit der Regelmäßigkeit eines gut laufenden Uhrwerks den Tisch aus der engen Tischlerei und hobelte und richtete auf ihm Bretter zurecht. An einem Tag schaffte er das Gehäuse des Sarges, und aus den Fenstern verfolgten wir eifersüchtig, was denn weiter passieren würde. Und wenn Tolja roten Kattun und Nesselstoff anschleppte und damit rasch den Sarg auszukleiden begann, dann atmete die ganze Abteilung befriedigt auf: "Der Teufel hat irgend so ein Schaf von der Miliz zu sich geholt." Der rote Kattun und der Nesselstoff bedeuteten, daß der Sarg für die Verwaltung des Inneren angefertigt wurde. Tolja durfte eines Tages sogar den Sarg für den stellvertretenden Leiter der Verwaltung des Inneren der Region Amur machen. Besonderen Spaß machte uns der Kurzsarg für Michail Iwanjtsch, den unteretzten Milizionär, der sich schon seit der Blütezeit des GULAG im Gefängnis dienstlich herumtrieb, ziemlich oft die kleinen, für den Spaziergang bestimmten Höfe des PSK betrat, dort aufpaßte und großtat. "Wenn die Chinesen kommen", sagte er eines Tages, "habt ihr nichts zu lachen, dann schnapp ich mir gleich die MPI und knalle euch alle über den Haufen." Michail Iwanowitsch war es also nicht gelungen, seine Drohung wahrzumachen, die übrigens kaum jemand ernst nahm. Eines schönen Tages fiel er betrunken vom Fahrrad und stürzte sich zu Tode.

Doch es kam auch vor, - und das recht oft - daß Tolja ohne den roten Kattun auskam, einfach eine Dose mit stark verdünntem Kallumperrmanganat hinstellte und damit den Sarg anstrich, der zunächst ein backsteinrotes und dann ein schmutziggelbes Aussehen mit gleichsam unregelmäßigen Tarnflecken annahm.

"Tolja", riefen wir ihm dann durch die Lüftungsklappe zu, wobei wir uns fast bis zum Gitter hinauslehnten, "wo kommt die Leiche her?"

"Aus dem Gefängnis", antwortete er.

"Woran ist er gestorben?"

"Weiß ich nicht. Die Särge hängen mir schon zum Hals raus ..."

Es starben wirklich viele. Im Gefängnis, im Gebiets-Lagerkrankenhaus, das sich hinter dem Zaun befand, in unserem PSK. Da wurde ein Patient zur Behandlung durch Menschen in weißen Kitteln, durch qualifizierte Ärzte und Krankenschwestern, ins Krankenhaus eingeliefert, und die Apotheke war buchstäblich mit teureren einheimischen und importierten Medikamenten vollgestopft - aber er wurde einfach nicht gesund. Kein Wunder, denn unter den weißen Arztkitteln trug man die übliche grüne Uniform der Offiziere des Innenministeriums, und die teureren Medikamente gab es, wenn der Tod beschleunigt werden sollte. Sehr oft verursachten sie am ganzen Körper rote Flecken, manchmal bildeten sich nichtzuheilende Geschwüre. Es kam zu Herzanfällen und Magengeschwüren, Tuberkulosen verschlimmerten sich, Arme und Beine schwellen an, der Blutdruck sank, die Menschen verloren das Bewußtsein und fielen um - im Flur, in der Toilette. Andere bekamen schmerzhafte Krämpfe, Depressionen, wurden von einer Unruhe erfaßt, ein furchtbares Chaos machte sich in ihrem Kopf breit - ein ganzes Bündel wahrlich teuflischer Phänomene, die durch die Einnahme großer Dosen Neuroleptika hervorgerufen wurden. Diese fürchterlichen Qualen ließen einige Patienten Glühbirnen zerschlagen, um sich mit den Scherben die Venen aufzuschneiden, oder Drahtstücke schlucken, die sie aus dem Drahtnetz der Betten rissen.

Man starb auch aus anderen Gründen ... Den Tod im PSK sah ich zum ersten Mal im März 1981, kaum daß ich in der sechsten Abteilung war. Aus den Fenstern waren der Innenhof und die Zugänge zum PSK gut einzusehen, und dienstags und donnerstags paßten wir auf, ob Neue eingeliefert wurden, denn am Dienstag kam der "West"-Schub aus Tschita, und am Donnerstag der "Ost"-Schub aus Chabarowsk. In der Regel gab es immer einen Zugang: manchmal einen, manchmal drei oder vier. An jenem Dienstag waren es vier. Zwei trugen einen auf der Tragbahre, der vierte trug die Habseligkeiten aller.

Wir versuchten aus der Ferne, alles zu sehen, doch ein vernünftiges Bild konnten wir uns nicht machen. Drei Tage später zimmerte Tolja Komarow bereits einen Sarg zusammen und strich ihn mit der Permanganatlösung an.

"Komar, für wen?"

"Für den Neuen aus der ersten Abteilung. Der auf der Tragbahre."

"Woran?"

"Weiß ich nicht ..."

Und sogar die allgegenwärtigen Essenträger der fünften Arbeitsabteilung, die mit ihren Töpfen und Schüsseln im ganzen PSK herumkamen, wußten nichts - auch nicht, woran er gestorben war und wie er hieß. Es hieß nur, er habe im Bett auf dem Flur gelegen und andere Patienten hätten ihn füttern müssen, weil er selbst nichts aß und sich nicht rührte.

Gegen Ende des Frühjahrs wurde Iljuscha Tschaikowski, ein fünfzehnjähriger Junge aus der Region Primorsk, in unsere Abteilung verlegt. Er war klein, hatte einen großen Kopf, trug eine Brille und hatte ein schwarzes, bereits stark gelichtetes Gebiß. Es hieß, Iljuscha sei in der Siedlung Wostotschny geboren und aufgewachsen, wo Erze mit einem großen Gehalt an seltenen Metallen, darunter auch Uran, abgebaut werden. Iljuscha war wegen Totschlags da: Er hatte auf der Eisbahn einem Jungen einen so starken Stoß versetzt, daß der verletzt liegen blieb und starb. Er wurde für unzurechnungsfähig erklärt. In der Tat war Iljuscha geistig etwas unterbemittelt, wenn er auch gutherzig und nicht aggressiv war. Dieser Iljuscha erzählte uns also, wie er den Verstorbenen gepflegt hatte.

"Die Schwester holt mich aus dem Krankenzimmer", sagte er, "und bittet mich, ihm die Ente zu geben. Ich hebe die Dekke hoch, und da ist so ein Gestank, der ganze Körper fault, die Haut geht ab, und in der Kniekehle ist ein Loch, aus dem Würmer herauskriechen, pfui Teufel!"

"Du lügst, Iljuscha, so was gibt's doch nicht ..."

"Aber nein, es stimmt. An den Handgelenken hatte er Blutergüsse, dunkle Ringe von den Handschellen."

"Was war denn mit ihm?"

"Er soll im Gefängnis rebelliert, geschrien, gegen die Tür geklopft haben, da hat man ihn an den Handschellen aufgehängt und verprügelt, und als er in die Zelle zurückgebracht wurde, hat er sich in Zeitungen eingewickelt und sich angezündet."

"Vielleicht ist er wirklich verrückt", sagte jemand.

"Wer weiß. Vielleicht nahm er nur an, daß er wegen nichts eingelocht wurde."

"Hat man denn wenigstens hier versucht, ihn zu behandeln?" wurde Iljuscha wieder gefragt.

"Aber nein, nur der Internist hat ihn sich angeschaut. Man hat ihn nicht einmal verbunden. Wozu auch - er wäre sowieso gestorben. Er ist nicht mehr zu sich gekommen."

Im März 1981 war dieser Mensch freilich schon ein Todeskandidat, und niemand im PSK war bereit, ihn zu retten. Da er kein "sozial Gefährlicher" war und nicht im Gefängnis oder beim Transport gestorben war, hätte man ihn ret-

ten können. Natürlich wäre das möglich gewesen, aber bei weitem einfacher war es, bei Komarow noch einen Sarg aus alten Brettern zu bestellen.

Doch eines Tages ging in dieser Maschinerie etwas kaputt, und ein fertiger rostfarbener Sarg stand schon den zweiten Tag herum und wurde nicht abtransportiert. Dies geschah im Sommer 1981 nach dem Tod von Guryljow. Er war genau 50, saß schon seit zweieinhalb Jahren wegen Körperverletzung (Art. 108 T. 1) ein, und man nahm an, daß er bald entlassen würde, da er vom Charakter her schweigsam und zuverlässig war. Ich kann mich gut an ihn erinnern, da unsere sechste Abteilung zusammen mit den Arbeitern aus der Wäscherei, unter denen auch Guryljow war, den Spziergang gemeinsam absolvierte. Er hatte breite Schultern und einen Dreimaster auf der Brust aufätowiert. Guryljow pflegte mit kaum jemand Umgang, Bücher las er nicht, das Fernsehprogramm sah er sich jedoch von Anfang bis zu Ende an, soviel eben erlaubt war. Der Fernseher wurde ihm letztlich zum Verhängnis. Eine Krankenschwester bemerkte eines Tages Rauch im Zimmer, konnte jedoch die Schuldigen nicht finden. Wenn es keine Schuldigen gab (denen man eine Sulfasinspritze geben konnte), dann mußten alle dafür büßen: Eine Woche lang bestand Fernsehverbot. Das kam ständig vor, und die Nichtraucher hatten wegen der Raucher in ihren vier Wänden zu leiden. Es fielen Schimpfworte, es kam zu Stänkereien und Schlägereien. Auch dieses Mal hätten es alle geschluckt, wäre nicht gerade eine Krimiserie gelaufen, in der Jagd auf Spione gemacht wurde. Alle wollten doch so gerne fernsehen, daß sogar der ewig unterwürfige Guryljow aufbrauste und der Krankenschwester gegenüber grob wurde. Am Morgen verlegte man ihn die achte Abteilung, wo es streng zuging, band ihn im Bett fest und spritzte ihm Aminasin und Sulfasin. Vier Tage lang, wenn er vor der fälligen Injektion wieder zu sich kam, schrie er: "Mir ist es schlecht, mein Herz tut es nicht mehr." Doch niemand hörte auf ihn, den Simulanten. Am fünften Tag, morgens, als die Schwester ihm die Spritze geben wollte, war der Simulant schon kalt.

An dem Tag mußte niemand aus der achten Abteilung in der Schneiderei zur Arbeit antreten. Dort waren etwa zehn Personen beschäftigt. Der Chef der Abteilung, Georgi Alexandrowitsch, ließ die Jungs einzeln zu sich kommen und forschte sie aus: "Hast du was gesehen oder gehört?" Nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand etwas gesehen und gehört hatte, erteilte er für alle Fälle jedem einen Verweis und drohte ihnen mit Sulfasin, damit sie nicht redeten. Am folgenden Tag fluchten alle Raucher: "Diese Sadisten, diese Scheusale! Eure Mütter sollte man mit Aminasin abspritzen ..." Doch dies sagten sie nur leise, im Flüsterton.

Komar hatte wie immer den Sarg schnell zusammengezimmert, doch der blieb dieses Mal ohne Verwendung stehen. Und dann kleidete er ihn auf einmal

mit rotem Kattun aus. Außerdem wurde ein Stahlblech herbeigebracht, aus dem ein richtiger Grabstein zusammengeschweißt wurde.

"Komar, was ist los?" fragten einige von uns unruhig. "Ist Guryljow auf-erstanden?"

"Die Verwandten aus der Region Primorsk sind da, sie wollen ihn menschenwürdig beerdigen."

"Mit Musik?"

"Ja, da wird das Orchester aus den Kalfaktoren rekrutiert, ha-ha."

Am Morgen kam ein Wagen, mit dem alles abtransportiert wurde: sowohl der schöne Sarg als auch der stahlfarbene Grabstein mit der Inschrift GURYL-JOW KIM ANDREJEWITSCH. 1931 - 1981. KIM bedeutet, wie sich herausstellte: "Kommunistische Jugendinternationale".

Insgesamt starben 1981 im PSK sechs Personen.

Gott sei Dank hatten wir 1982 lange keinen Todesfall, doch dann teilte uns jemand unvermutet mit:

"Kulesch ist gestorben."

"Quatsch. Ich habe ihn noch vor drei Tagen gesehen, als man die dritte Abteilung ins Dampfbad führte.

"Natürlich Quatsch. Die Leiche liegt in der ersten Abteilung."

Es stellte sich jedoch heraus, daß Kulesch tatsächlich gestorben und vor seinem Tod in die erste Abteilung verlegt worden war.

Kulesch war ein Veteran des PSK. Bereits in den sechziger Jahren hatte er zwei Jahre wegen Diebstahls im PSK von Kasan verbracht. Nach seiner Freilassung zog er in den Fernen Osten, doch auch da erwischte man ihn. 1970 wurde er zum ersten Mal ins PSK von Blagoweschtschensk eingeliefert. Jegor Wolkow, der sich seit 1968 ständig im PSK befand, erzählte, daß Kulesch damals sehr zufrieden gewesen sei, daß man ihn für unzurechnungsfähig erklärt hatte. "Im Lager hätte ich fünf Jahre absitzen müssen", sagte er, "hier komme ich nach anderthalb Jahren raus." Tatsächlich kam er nach anderthalb Jahren raus. Ein Jahr später war er aber wieder da und wurde wieder ziemlich bald, etwa nach zwei Jahren, entlassen. Es hieß, sein Bruder sei ein großes Tier bei der Partei oder der Miliz in Wladiwostok, er würde ihn rausholen. Das letzte Mal kam Kulesch im Sommer 1981 ins PSK. Er war in der dritten Abteilung und arbeitete in der Schneiderei, hatte jedoch anscheinend überhaupt keinen Spaß mehr an der PSK, und hoffte, bald rauszukommen. Und da hieß es auf einmal: "Kulesch ist tot ..."

Man wußte, daß er es mit der Leber hatte, auch sein Gesicht sah ganz welk und dunkel aus, doch drei Tage zuvor war er noch am Leben. Jemand sagte: "Gelbsucht." Das wurde von anderen aufgegriffen. Kulesch habe die

Gelbsucht bekommen, man habe ihn in die erste Abteilung in die Quarantäne verlegt, dort sei er gestorben. Er war also am selben Tag, an dem er erkrankt war, gestorben. So etwas gibt es nicht. Vor allem hätte dann die gesamte dritte Abteilung in Quarantäne kommen müssen. Doch das geschah nicht.

Eine Schwester soll unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt haben: "Er hat Draht geschluckt, und wie oft kann man so einen operieren?" Doch niemand hatte Kulesch je Draht schlucken sehen. Schließlich fanden sich Augenzeugen, die sagten, Kulesch sei an dem Tag bei der Leiterin der dritten Abteilung, Ideja Nikolajewna Galzewa, gewesen, habe etwas Falsches gesagt, oder vielleicht gar Radau geschlagen, und sei direkt aus dem Sprechzimmer in die erste Abteilung weggebracht worden. In der ersten Abteilung sei ihm dann - obwohl man von seiner kranken Leber wußte - irgendeine äußerst wirksame Spritze verpaßt worden, die ihn für immer beruhigt habe.

Kaum hatte man Kulesch beerdigt, sieh da, da war noch einer dran. In der siebten Abteilung (die härtesten Abteilungen waren die erste, die vierte und die siebte) hatte ein Verrückter mit dem Spitznamen Kabarga - er hatte weder Angehörige noch Bekannte, und niemand wußte, wie er eigentlich hieß - Draht geschluckt. Das tat er nun zum dritten Mal, und jedes Mal hatte man ihn zur Operation in das Gebietskrankenhaus geschleppt. Dieses Mal tat man so, als hätte man nichts bemerkt. Und obwohl er einen qualvollen Tod starb, nahm kaum jemand, es sein denn seine Zellengenossen, Notiz davon.

Selbst ich konnte mir, so sehr ich mich auch anstrengte, nicht alle Namen der Verstorbenen und die Umstände ihres Todes im PSK merken. Wegen des Triphthazinums bekam ich Schwierigkeiten mit meinem Gedächtnis, und die Menschen waren so konturenlos und durch die Umstände, die Kleidung und die Medikamente so nivelliert, daß sich kaum jemand vom anderen unterschied. Unsere einförmige, kahl gescherte, schlecht gekleidete und wegen der Wirkung der Medikamente gelbgesichtige Masse, in der sich Mörder, Diebe, Homosexuelle, Propagandisten, Gläubige und ehemalige Offiziere befanden, schien mir ein einziger Organismus mit vielen Armen zu sein. Doch manchmal blieb trotzdem etwas, was die Augen sahen, im Gedächtnis haften.

Es war der letzte Saunabesuch im Jahre 1982, so um den 24. Dezember herum. Aus allen Abteilungen zogen sie in das Gefängnisdampfbad - ein riesiger dunkler, stickiger Raum, in dem es widerlich nach Dampf, schlechter Seife und schmutzigen Körpern roch. Die sechste Abteilung war fast als letzte dran, es war schon dunkel. Nach uns kamen nur noch die Quarantänezimmer aus der ersten Abteilung. Dienst hatte der Leiter der siebten Abteilung, Dmitri Stepanowitsch Prokoptschuk. Er wollte natürlich möglichst schnell fertig werden und trieb uns zu unverschämter Eile an: "Macht schneller, schneller." Kaum hatten

wir uns flüchtig gewaschen - es war immer schwer zu schaffen, denn auf vier bis fünf Mann kam ein Wasserhahn -, als man uns aus dem Duschaum jagte und wir uns rasch anziehen mußten. Da kamen uns auch schon die aus der Quarantäne entgegen, die Neuzugänge dieser Woche und die Tb-Kranken, die verlegt werden sollten - die einen ins allgemeine Krankenhaus, andere nach Orjol ins PSK. Die Tb-Kranken waren siech, sie konnten sich kaum bewegen. Dmitri Stepanowitsch zog sogar einen Alten, der mühsam die Wand entlangschlich. Im Umkleideraum war der Alte gerade dabei, sich auszuziehen; er zog die Hosen aus und ... fiel plötzlich um und zitterte in Krämpfen. "Ein Epileptiker", dachte ich und beeilte mich, da Dmitri Stepanowitsch die sechste Abteilung wieder in den Bau zurücktrieb. Immerhin ging er zu dem Epileptiker hin, fühlte seinen Puls ... Was weiter geschah, sah ich nicht. Die Jungs aus unserer Abteilung, die im Bad die Wäsche ausstellten, kamen etwa eine Stunde später, und von ihnen hörte ich dann:

"Der Alte von den Tb-Kranken ist abgekratzt."

"Dann war er gar nicht fallsüchtig?" wunderte ich mich aufrichtig.

"Nein, das Herz machte nicht mehr mit," sagte jemand. "Bis die Krankenschwester die Spritze holte, war er bereits hinüber."

Jährlich wurden ungefähr zehn bis fünfzehn Tb-Fälle entdeckt. Jedes Jahr im Februar wurde im Hof ein Kastenwagen mit einem Bildschirmgerät geparkt, und alle ohne Unterschied mußten durch; anschließend wurden bei einigen zusätzliche Aufnahmen und Analysen gemacht, und dann man steckte sie in der ersten Abteilung in zwei Zimmer. Etwa die Hälfte wurde in das allgemeine Krankenhaus verlegt, die andere Hälfte kam in die Tb-Abteilung des PSK in Orlow. Bei uns in der sechsten Abteilung stellte man im Winter 1982 bei Sanja Sablin Tuberkulose fest. Er war ein langer, phlegmatischer, etwa 20 Jahre alter Kerl, der ständig in abgetretenen Pantoffeln herumließ und alles las, was ihm unter die Finger kam: einen Krimi aus dem Almanach *Heldentat*, Lenins Briefe aus Schuschenskoe oder den *Steppenwolf*.

"Du hast Glück, Sascha, du kommst in ein normales Krankenhaus", sagte ich.

"Wer weiß, vielleicht komme ich nach Orlow."

"Wie lange sitzt du schon?"

"Schon zweieinhalb. Krank bin ich wahrscheinlich in der achten Abteilung geworden. Dort sind die Wände und die Decke im Winter durchgefroren. Wacht man morgens auf, ist überall Rauhreif, und wenn man die Suppe isst, tropft es von oben in den Teller", sagte Sascha. Dann wurde er auf einmal nachdenklich und fragte irgendwie beunruhigt: "Und wenn sich d a s nicht mehr aushellen läßt?"

Am Tage drauf kam Sablin in die Quanratäne und wurde sehr bald in ein Krankenhaus für freie Bürger verlegt. Trotz allem war er relativ billig davongekommen: Für eine Schlägerei im Klub hatte er sich zweieinhalb Jahre und eine Tuberkulose eingehandelt. Ich hoffe, daß seine Tuberkulose ausgeheilt ist, da er noch sehr jung und noch nicht ausgemergelt war. Doch wer weiß schon, ob die anderen Tb-Kranken und die, die in einem ernsten Zustand entlassen wurden, draußen lange gelebt haben? Da war jemand, den man fortbrachte, und wer weiß schon, ob er noch lebt oder nicht zehn Schritte von der Wache entfernt gestorben ist?

Im März 1981, als ich noch in der dritten Abteilung war, entstand nach dem Mittagessen plötzlich Unruhe. Die Ärzte liefen auf den Korridoren hin und her, einige kamen aus den Nachbarabteilungen herbeigeeilt. Niemand blickte durch, und deshalb warteten wir auf das Austreten, bei dem sich mit den Patienten aus den anderen Abteilungen sprechen konnte. Die von der fünften berichteten, daß man einem Häftling, der eben erst aus der ersten Abteilung verlegt worden war, Aminasin verabreichte. Er bekam morgens eine Tablette und eine nach dem Mittagessen, und auf einmal schwoll - für ihn selbst beobachtbar - sein ganzer Körper an. Die Ärzte spürten, daß ein exitus letalis im Bereich des Möglichen lag, und gaben ihm eine Spritze (wahrscheinlich war es Dimedrol). Doch von der wurde es ihm nicht besser, nur sein Körper schwoll nicht mehr weiter an. Auf dem Rückweg vom Austreten beschloß ich, kurz in die fünfte reinzuschauen. Ich sah den Armen. Er lag auf dem Rücken, die unnatürlich dicken Arme und Beine waren gespreizt, sein Gesicht hatte sich in eine ebenmäßige, fast augenlose Maske verwandelt. Ich erinnere mich, wie ich mit Befremden dachte: "Wo sind denn seine Augen?"

Einige Tage später konnte er wieder aufstehen, doch auf seinen steifen Beinen bewegte er sich nur mühsam vorwärts, wie auf Stelzen. Es bildeten sich auch enge Schlitze, in deren Tiefe man die Pupillen erraten konnte. Die Lider waren noch nicht zu sehen. Später erzählte man mir, daß er schnell, wohl einen Monat nach diesem Vorfall, entlassen worden war. Doch sein normales Aussehen hat er nicht wiedererlangt. Der Eile nach zu urteilen, mit der man vorging, waren alle der Meinung, daß es schlecht um ihn stehe, und er keine große Chance habe zu überleben; sonst hätte man ihn nicht so ohne weiteres aus dem PSK entlassen.

Jegor Wolkow war 1970 zusammen mit Nikolai Fjodorowitsch Ganschin, einem Heizungsingenieur aus Jakutsk, in einem Zimmer. Der hatte seinerzeit zehn Jahre nach dem berühmten Artikel 58-10 abgesessen, war rehabilitiert und 1969 nach Artikel 70 wieder zu Haft verurteilt worden. Draußen hatte man ihn wegen Krebs am Magen operiert, er litt unter Schmerzen und bat im PSK um

Diätkost. Dies wurde abgelehnt. Als es mit ihm ganz bergab ging, wurde er urplötzlich entlassen. Direkt vom PSK brachte man ihn zum Flughafen und setzte ihn in ein Flugzeug nach Leningrad, wo seine Tochter lebte. Der Krankenschwester, die ihn begleitete, entschlüpfte bei ihrer Rückkehr: "Wir haben ihn gerade noch ins psychiatrische Krankenhaus einliefern können, aus der Aufnahme kam er dann direkt ins Leichenhaus." Jegor wollte ihr noch lange Zeit nicht glauben, doch dann kapierte er, daß es für sie keinen Sinn hatte zu lügen.

Und wie hat Jegor Jegorowitsch Wolkow selbst die 16 Jahre im PSK überstanden? Er hatte einen Streik zweier Baubrigaden in Nachodka organisiert, war deswegen nach Art. 190¹ verurteilt worden, und saß im PSK schon das sechste Mal jeweils drei Jahre ab. Von einer Tuberkulose hatte er sich erholt, von den Medikamenten bekam er ein Magengeschwür, und die letzten Jahre hatte er Kopfschmerzen infolge von Bluthochdruck. Was für eine eiserne Gesundheit muß man haben, um 16 Jahre lang am eigenen Leib die Foltern zu ertragen, die sich achtundzwanzig Ärzte des PSK, darunter zwei verdiente Ärzte der Republik, Frau Oberstleutnant L. I. Butenkowa und Frau Major G. I. Schemakowa, ausdachten! ...

Seltsamerweise wurde während meines Aufenthalts im PSK Biogoweschtschensk niemand zu Tode geprügelt. Nicht, daß nicht geprügelt wurde - geprügelt wurde ständig, die einen bezogen schwere Prügel, um eingeschüchtert zu werden, bei anderen hielt es sich in Grenzen, da geschah es aus Mutwillen; zu Tode wurde aber niemand geprügelt. Im Winter 1981 fanden sich in der ersten Abteilung drei Sanitäter zusammen: der Exmilizionär Pascha Pobereschny, der Armenier Petrosjan, den es, weiß der Teufel wie, an die Ufer des Amur verschlagen hatte, und der Ukrainer Saschko. Es kommt nie vor, daß sie ihren Dienst tun, ohne jemanden zu verprügeln. Sie schließen die Zimmer zur Raucherpause auf, alle kommen heraus, als letzter humpelt der halbgelähmte Bobolew - ein Bein ist steif, ein Arm baumelt herab - heran.

"Bobolew, wo willst du hin? Du hast doch im Zimmer geraucht, obwohl du Rauchverbot hast", beginnt Pascha Pobereschny scheinbar sanft.

"Ich will rauchen", gibt der unartikulierte von sich.

"Da könnte jeder kommen", sagt Pascha genauso sanft und schlägt ihm ins Gesicht. Der fällt hin und fragt näselnd:

"Pascha, du Bock, wofür?"

"Da hast du noch eine", und Pascha holt aus und tritt ihm mit dem Fuß gegen die Brust, daß die Rippen knacken. "Wenn ich wüßte wofür, dann würde ich dich umbringen."

Wie dem auch sei, niemand wurde zu Tode geprügelt. Früher ging es aber auch anders zu. 1974 wurden zwei Häftlinge aus dem psychiatrischen Sonder-

krankenhaus Taschkent, die sich an einem Fluchtversuch beteiligt hatten, bei uns eingiefert. Etwa eineinhalb Jahre blieben diese beiden in Blagoweschtschensk, wo man sie erbarmungslos mit Spritzen behandelte. Ende 1975 traf eines schönen Tages der Leiter einer Abteilung des PSK Taschkent im Krankenhaus ein, unterhielt sich mit ihnen (worüber, das weiß niemand), und eine Woche später wurde einer der beiden von den Sanitätern zu Tode geprügelt. Sie banden ihn im Bett fest, schoben es abends in den Flur hinaus, stellten es quer und schlugen ihn ziemlich lange mit den Füßen. Gegen Morgen kam die diensthabende Ärztin in die Abteilung (sie tut jetzt im Gefängnis Dienst: eine kleine Frau im vorgerückten Alter mit sehr hellem hochgestelltem Lockenhaar, weshalb sie von den Häftlingen "Löwenzahn" genannt wird), fühlte den Puls des Patienten und stammelte fassungslos: "Kinder, was ist denn los: Es wird bald hell, die Ärzte kommen, und e r l e b t i m m e r n o c h, was ist denn los mit euch?" Und weg war sie. Und die führten den Auftrag ohne fremde Anleitung zu Ende.

In den achtziger Jahren schien mir eine Wiederholung solcher Vorkommnisse unmöglich zu sein. Doch im Herbst 1983 als ich nicht nur aus dem PSK, sondern auch aus dem normalen Krankenhaus entlassen war, traf ich unvermutet T., einen Bekannten aus dem PSK, der mir erzählte, daß Anfang Februar in der zweiten Abteilung - Leiterin war dort Nina Petrowna - die Sanitäter einen Patienten zu Tode geprügelt hatten. Dafür, daß er im Zimmer geraucht hatte. Zu zweit verprügelten sie ihn in der Toilette und wurden offensichtlich mit dem schwächlichen Burschen leicht fertig - er starb an Ort und Stelle. Es muß allerdings gesagt werden, daß in diesem Fall keine Erlaubnis zum Töten seitens der Ärzte oder der Schwester vorgelegen hat. Die Schwester hörte natürlich, was sich abspielte, nahm jedoch nicht an, daß eine für das PSK gewöhnliche "Lehre" für den zu Belehrenden mit dem Tod enden würde.

So sterben sie: berühmte und unbekannte Personen, rückfällige Diebe und politische Häftlinge, Verrückte und Gesunde, Bauern, Dichter, Journalisten und Maurer. Werden wir einst ihre Namen erfahren?

DER HUNGER DES JAHRES 33

"Ihr hättet besser arbeiten müssen"

Die Kollektivierung, deren erklärtes Ziel es war, die landwirtschaftliche Produktion zu steigern, führte zu den umgekehrten Ergebnissen. Die Ernteerträge gingen zurück, der Viehbestand verringerte sich - die Bauern hatten das Interesse an der Bearbeitung des Bodens, an der Erhaltung seiner Ertragsfähigkeit sowie an den Arbeiten im Betrieb verloren.

Doch obwohl die Bruttoerträge zurückgingen, stieg die staatliche Getreidebeschaffung von Jahr zu Jahr. Von 1926 bis 1928 waren es jeweils 112 Mio. dz (14 % der Gesamternte), 1929 161 Mio. dz. (22,5 %), 1930 221 Mio. dz (26,5 %), 1931 228 Mio. dz (33 %) und von 1933 bis 1936 jeweils 264 Mio. dz (39,5 %) (Ju.A. Moskow, *Sernowaja problema w gody sploschnoj kollektiwisazii*, Moskva, 1966, S. 226).

Doch der Staat nahm nicht nur das Getreide weg. Die Fleisch-, Milch- und Eierablieferungen nahmen zu, gleichzeitig ging jedoch die Produktion dieser Waren zurück. Wurden 1928 noch 4,9 Mio. Tonnen Fleisch produziert, so waren es in den Jahren 1933 bis 1936 je 2,6 Mio. Tonnen. Bei der Milch waren es 31 bzw. 21 Mio. Tonnen, bei den Eiern 10,8 bzw. 5,2 Mrd. Stück. Dieser doppelte Prozeß, der Rückgang der Produktion und der Anstieg der Ablieferungen, hatte für das Dorf schwerwiegende Folgen. Vom Getreide, der Milch und den Eiern verblieb dort fast nur die Hälfte, vom Fleisch weniger als ein Drittel der vor der Kollektivierung erfaßten Mengen (*Narodnoe chosjajstwo SSSR, 1922-72*, S. 216-218; *Selskoe chosjajstwo SSSR*, Moskva, 1960, S. 86-89, 196, 328-329).

Sowjetische Historiker, die insgesamt die damalige Politik, dem Dorf immer mehr Getreide und andere Produkte zu entnehmen, befürworteten (oder zumindest rechtfertigten), erlauben es sich immerhin, über die Frage nachzudenken, wann die erlaubten Grenzen überschritten wurden. S. Trapesnikow berichtet, der damalige Volkskommissar für Landwirtschaft Jakowlew habe eine Bilanz unter Berücksichtigung des Verbrauchs der Dorfbewohner aufgestellt, "doch 1932 wurden der Getreidebeschaffung andere Prinzipien zugrunde gelegt ... Aus vielen Kolchosen wurde das gesamte Mahlgetreide und sogar das Saatgetreide abtransportiert, die Verteilung der Einkünfte unter den Kolchosarbeitern wurde vereitelt ..." (S.P. Trapesnikow, *Istoritscheski opyt KPSS v osuschtschestwlenii leninskogo kooperatiwnogo plana*, Moskva, 1956, S. 400).

Die erhöhte Getreideentnahme hatte jedoch schon früher begonnen. "Gegen Ende des Jahres 1931 verschlechterte sich die Lage auf dem Lande wegen

der bei der Getreidebeschaffung begangenen Fehler: In den Hauptgetreidegebieten gab es eine Mißernte, die Vorgaben bei der Getreideablieferung wurden jedoch im Vergleich zum guten Erntejahr 1930 angehoben" (*Chronika osnownych sobytij ekonomitscheskoj schisni*, Moskwa, 1967, S. 222).

Tatsächlich waren die Ablieferungsnormen schon 1929 und 1930 unmäßig hoch. Die Hauptsache war jedoch, daß sich die Einstellung des Staates zu den Ablieferungen als solchen verändert hatte. Sie waren nun nicht mehr eine gewöhnliche Steuer, ein Teil des Ertrags, der zugunsten des Staates eingezogen wurde. Von nun an waren sie eine heilige Pflicht. Vordringliche Verpflichtungen. Das wichtigste Gebot. Im Lande setzte sich eine neue Ordnung der Getreideverteilung durch: In erster Linie wurde der Staat bedacht; blieb etwas übrig, kam es in die Samenfonds; wenn danach immer noch etwas übrig war, diente es dem Vieh als Futter und den Kolchosarbeitern während der Feldarbeiten als Nahrung; als letzte bekamen schließlich die Dorfbewohner von dem Getreide für ihren Lebensunterhalt etwas ab.

Bauern, die den Plan der Getreidelieferungen an den Staat nicht erfüllt hatten, sollten nichts essen. Die aus Städtern und Aktivisten aufgestellten Brigaden trugen aus den Hütten nicht nur den letzten Sack Kartoffeln hinaus, sondern auch den Topf mit dem gar gekochten Brei. Auf die schmerzerfüllten Ausrufe der Besitzer: "Und was sollen wir jetzt essen?" antworteten die Bevollmächtigten seelenruhig: "Ihr hättet besser arbeiten müssen."

Dies bedeutete, daß die Partei und die Regierung die ganze Verantwortung für die Zerstörung der Landwirtschaft und die ungeschickte und einfach sinnlose Reorganisation dem Landbewohner auferlegte. Er war auch schuld daran, daß die Produktion zurückgegangen war, daß der Staat die Abgaben um das zwei- bis dreifache zu erhöhen wünschte und selbstverständlich auch daran, daß er essen wollte.

Die Ansprüche der Parteiführung an den Kolchosbauern formulierte Stalin, als er einen Brief Scholochows beantwortete. Scholochow hatte sich darüber beklagt, daß am Don Getreidebeschaffungen mittels Folter durchgeführt wurden. Stalin entgegnete: "Unsere Mitarbeiter treffen in dem Wunsch, den Gegner zu zähmen, unabsichtlich auch Freunde und sinken bis auf das Niveau des Sadis-mus hinab ... Doch dies ist nur die eine Seite der Angelegenheit ... Die andere Seite besteht darin, daß die verehrten Landleute Ihres Rayons (und nicht nur Ihres Rayons) einen Bummelstreik (Sabotage!) durchführten und nichts dagegen hatten, daß die Arbeiter und die Rote Armee ohne Brot blieben. Die Tatsache, daß die Sabotage ruhig und äußerlich harmlos (ohne Blutvergießen) verlief, ändert nichts daran, daß die verehrten Landleute im Grunde genommen einen "stillen" Krieg gegen die Sowjetmacht führten. Einen Aushungerungskrieg, verehrter Gen. Scholochow ...

Diese Umstände können natürlich in keiner Weise die Abscheulichkeiten, die von unseren Mitarbeitern begangen wurden, wie Sie versichern, rechtfertigen, und die Schuldigen müssen entsprechend bestraft werden. Doch ist es sonnenklar, daß die verehrten Landleute gar nicht so harmlos sind, wie es einem aus der Ferne scheinen könnte." (*Prawda*, 10. März 1963.)

Die Überzeugung der Regierung, daß die Landbevölkerung ihr Feind sei, ihre Politik sabotiere und dafür bestraft werden müsse, ist einer der Hauptfaktoren, der die Tragödie verursachte.

Drei Umstände bestimmten somit das ungeheuere Ausmaß der Katastrophe von 1932/1933 und die außerordentlich schwierigen Existenzbedingungen der Landbevölkerung in den folgenden Jahren: der Rückgang der Produktion, der Anstieg der Ablieferungsnormen und die Repressionen gegen die Bauernschaft.

1. Die landwirtschaftliche Produktion ging infolge der Auflösung der effektivsten Betriebe, der Unwissenheit der neuen Herren des Dorfes, der Absurdität vieler Maßnahmen, die dem Dorf von oben aufgezwungen wurden, und infolge des fehlenden Interesses der Bauern an der Ernte zurück.

Gleichzeitig mit dem Rückgang der Produktion erfolgte die Zerstörung des Systems, mit dessen Hilfe die Produktion erfaßt wurde. Im Jahre 1930 schloß man die Zentralverwaltung für Statistik, viele bekannte Statistiker wurden verhaftet. In den folgenden Jahren kamen die einfachen Mitarbeiter des Erfassungssystems an die Reihe. Man beschuldigte sie, die Zahlen bewußt tief angesetzt zu haben. Auch die traditionelle Methodik zur Einschätzung der Ernteerträge wurde in Zweifel gezogen, besonders die Ergebnisse der Kontrolldrusche zu Beginn der Ernte, bei denen sich gewöhnlich etwas überhöhte (in keinem Fall jedoch zu niedrige) Gesamternteerträge ergeben.

In manchen Gegenden, beispielsweise im Gebiet Dnepropetrowsk, wurden die Erntezahlen von 1932 zur Verschlußsache erklärt, da es, wenn man von ihnen ausging, einfach unmöglich war, den Getreidebeschaffungsplan zu erfüllen. Der höchsten Parteiführung war das nicht recht. Deshalb forderte sie, die statistischen Angaben überhaupt außer acht zu lassen, und bezeichnet sie als "Kulakenarithmetik". S. Kossior schrieb im Januar 1933, als er diese Einstellung begründete, folgendes: "Wenn die statistischen Angaben richtig wären, dann hätten wir nicht einmal die Hälfte dessen, was wir schon bekommen haben, dem Dorf entnehmen können". Dieser "Beweis vom Gegenteil" gründete sich darauf, daß die Behörden - vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte - es für möglich erachteten, dem Dorf alles vorhandene Getreide wegzunehmen.

2. Von 1930 an erhebt der Staat Anspruch auf einen immer größeren Anteil an der Ernte und läßt dem Dorfbewohner immer weniger. Dies zwingt den Bauern dazu, das Konsumverhalten zu ändern und nicht Brot, Speck und Eier,

sondern Kartoffeln, Gemüse, Brennesseln und Melden zu essen und sie bestenfalls mit Milch anzumachen. Eine besonders große Umstellung im Konsumverhalten wurde den Bewohnern der südlichen Landesteile (linksuferige Ukraine samt Steppengebiet, Kubangebiet, Südsibirien und Untere Wolga) abverlangt, wo Weizen, Schweinefleisch und Geflügel die Grundnahrung waren. Dagegen hatten in den nördlichen Regionen, wo Kartoffeln, Gemüse und Milch schon immer eine wichtige Rolle spielten, die erhöhten Getreideablieferungen keine so tragischen Folgen. Am schlechtesten erging es wohl den Bewohnern Kasachstans und Burjatens. Der Übergang zur Kollektivwirtschaft bedeutete für sie eine starke Einschränkung des Fleischkonsums, der Hauptnahrung der Nomaden. Die Vergesellschaftung und das Massensterben des Viehs lösten in diesen Regionen eine Hungersnot aus, vielleicht die schlimmste im Lande.

3. Wir sprachen schon davon, daß die Behörden den Bauern, sowohl den Kolchosbauern als auch den Einzelbauern, als Feind betrachteten, dem man "eine Lehre erteilen" mußte. Daraus ergab sich eine ganze Reihe von Maßnahmen, die gegen die Landbevölkerung gerichtet waren. Die wichtigsten davon waren die Erhebung verschiedener Steuern und die Aufnahme von Anleihen, gewaltige Strafen für die verspätete oder unvollständige Erfüllung des Lieferplans und Zahlung der Steuern. Nicht selten waren die Abgaben höher als der Wert des geernteten Getreides.

Dörfer und ganze Regionen, die mit den Ablieferungen nicht nachkamen, kamen ans Schwarze Brett. Im Jahre 1932 bedeutete dies: Verbot des Getreidehandels, Schließung von Läden und anderen staatlichen Einrichtungen (auch Polykliniken), Bestrafung der Dorfleiter, Einsatz von Schlepp-Brigaden, die sich aus Städtern und Bewohnern anderer Regionen zusammensetzten und bei der Getreidebeschaffung helfen sollten. Die "Hilfe" bestand in Hausdurchsuchungen und allerlei Repressionen. Außerdem wurden bei den Schuldigen die Fleischablieferungen für 15 Monate im voraus eingezogen.

Interessant ist, daß es die Behörden bei den Ablieferungen nicht zuließen, das Getreide durch Fleisch zu ersetzen. Das Getreide war natürlich billiger als Fleisch, und das Dorf hätte die Steuern mit Fleisch relativ einfach bezahlen können. Diese Rechnung hätte durchaus den bestehenden Gesetzen entsprochen. Doch noch günstiger war es, das Vieh den Bauern, die kein Getreide hatten, einfach wegzunehmen. Das geschah unter dem Vorwand, sie hätten es "verschachert".

Der geringe Tierbestand, die zwangsweise Konfiszierung des Viehs und das Handelsverbot - all das führte dazu, daß sich der Dorfbewohner 1932 und 1933 in einer weit schlechteren Lage als in anderen Hungerjahren (1891 oder 1921) befand.

Hier sei als eine der gegen das Dorf gerichteten Maßnahmen die Weigerung des Staates, den Not leidenden Gebieten mit Saatgut und Lebensmitteln zu helfen, vermerkt; sie war durch einen amtlichen Regierungsbeschluß geregelt. In dieselbe Reihe gehören auch die ungewöhnlich harten Gesetze gegen "Entwendungen" in der Kolchose. Fast bei jedem derartigen Tun drohte den Dorfbewohnern die Erschießung. Zur Kategorie der Entwendungen gehörte beispielsweise das Einsammeln nichtgeernteter Kartoffeln, Rüben und unter dem Schnee liegendegebliebener Ähren. (Näheres bei S. Maksudow, "Golod 1933 goda w postanowlenijach partii i prawitelstwa", in: *SSSR: Wnutrennie protiworetschija*, vyp. 10, 1984.) Damit war die Möglichkeit der Bauern, für die Ernährung Surrogate zu verwenden - ein Mittel zu dem sie in schwierigen Zeiten immer griffen -, aufs Äußerste eingeschränkt.

Die Durchsuchung von Häusern und Höfen (egal, ob sie Kolchos- oder Einzelbauern gehörten), um versteckte Lebensmittel ausfindig zu machen, war eine alltägliche Angelegenheit. Wie Scholochow in dem schon erwähnten Brief vermerkte, wurde man bei diesen Durchsuchungen nicht selten gefoltert und verspottet. Zeugen erwähnen auch Fälle, in denen im Hause des Bauern gefundene Lebensmittel vernichtet wurden: Nachdem die "Helfer" das Korn und die Kartoffeln weggenommen hatten, füllten sie die Fässer mit dem eingemachtem Gurken und dem Sauerkohl mit Petroleum auf.

Dieses Bündel abscheulicher Maßnahmen löste eine Hungersnot bisher unbekanntes Ausmaßes aus. 1931, 1932 und besonders 1933 wurde die Mehrzahl der Getreidegebiete der südlichen (Produktions-) Zone von der Hungersnot erfaßt, vor allem aber die Ukraine, der Nordkaukasus, die Krim und die Untere Wolga sowie die Nomadengebiete in Kasachstan.

Für ein Stück Brot

Schrecklich und vielfältig sind die Formen des Hungers. Schwer und schrecklich ist es, über sie zu schreiben. Der Hunger wurde zur Norm des Lebens. Kaum jemand im Lande war auch nur halbwegs ausreichend ernährt. Es sei denn die Führer auf höchster Ebene und die Menschenfresser. Doch diese beiden Kategorien machten nur einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung aus. Millionen Menschen gingen mit dem Gedanken ans Essen ins Bett. Millionen Hungernde dachten an Bortlaibe und Schlegel, die es in der guten alten Zeit gegeben hatte. Millionen waren für ein Stück Brot zu allem bereit.

Die allgemeine Unterernährung und das Fehlen von Fleisch, Butter, Milch, Eiern, Gemüse, Fisch und häufig von Kartoffeln und Brot, war das Los eines jeden, egal, ob er in der Stadt oder auf dem Lande wohnte.

Als 1933 der Verkauf von Brot zu Kommerzhandelspreisen erlaubt wurde, standen Tausende von Menschen von morgens bis abends vor den Geschäften Schlange. Sie standen an, ineinander verkeilt, und befürchteten ihren Platz zu verlieren, falls sie beiseite treten würden. Ein Augenzeuge berichtet, wie er jeweils mit dem ersten Zug aus einem dörflichen Vorort nach Charkow fuhr, um sich in einem Kommerzladen in die Brotschlange einzureihen. Dabei war das Brot meistens schon aus, wenn er an die Reihe kam. Für Brot auf Lebensmittelkarten mußte man auch stundenlang Schlange stehen, doch dafür war die Wahrscheinlichkeit, sich "eindecken" zu können, größer.

Der Hunger trennte die Menschen voneinander. Viele verloren eine der wichtigsten menschlichen Eigenschaften - das Mitleid, den Wunsch, dem Nächsten zu helfen. "Ich habe selbst zu wenig", diese Antwort bekamen meist die Menschen zu hören, die nichts hatten. Überhaupt nichts. Hier waren Ozeane menschlicher Güte und des Mitgefühls vonnöten, man stieß aber nur auf spärliche, wenn auch wertvolle Tropfen. Auf Fotografien sind uns die Gestalten von Menschen erhalten geblieben, die geschäftig an einem in der Gosse liegenden Kind vorbeigehen; von Frauen mit Einkaufstaschen, die sich seelenruhig über ihre Probleme unterhalten, und in der Nähe liegen am Straßenrand Leichen herum; von Fuhrleuten auf Karren, wo hinten Hände und Füße hinausragen ...

Wie viele hoffnungslos bittende Augen, zum Betteln ausgestreckte Hände und zerstörte Hoffnungen gab es. Die sechsjährige Tanja Pokidjko pflückte auf dem Beet des Nachbarn Turka Gavrila eine Knoblauchknolle. Turka verprügelte sie so, daß sie sich gerade noch nach Hause schleppen konnte und dort starb. Ihr Vater, Stepan, ein ehemaliger roter Partisan, zog mit seinen vier Kindern, deren Körper bereits angeschwollen waren, los, um bei der Rayonbehörde Hilfe zu holen. Da sie ihm abgelehnt wurde, ließ er seine Kinder im Amtszimmer des Sekretärs des Rayonkomitees, Polonskij, zurück und sagte: "Es ist besser Sie essen sie auf, als daß ich mit ansehe, wie sie sich quälen müssen." Die Kinder kamen ins Internat, wo zwei von ihnen bald darauf starben. Stepan erhängte sich im Hof des Rayonexekutivkomitees, und seine Frau Odarka starb, weil sie zuviel Frösche gegessen hatte.

Die Nachbarin der Familie, Frau Fedortschuk, hatte Mitleid mit dem kleinen Nikolaj (sechs Jahre) und der kleinen Olja (zwei Jahre) und versprach, ihnen pro Tag eine Tasse Milch zu geben. Doch die Kinder bekamen die Milch nicht. Omeli, das Oberhaupt der Familie, sagte zu seiner Frau: "Bei den Nachbarn sind schon längst alle Kinder gestorben, und wir sollen sie durchfüttern. Man muß sich selbst retten, solange es nicht zu spät ist."

Ein sieben- oder achtjähriger Junge stahl auf dem Markt einen gebackenen Fisch. Die Menge rennt wütend hinter ihm her, holt ihn ein, trampelt

mit den Füßen auf ihm herum und läßt erst dann von ihm ab, als sich der kleine Kinderkörper nicht mehr rührt.

Der Landmann Wassil Lutschko wohnte zusammen mit seiner Frau Oxana, seiner 11jährigen Tochter und seinen beiden Söhnen im Alter von sechs und vier Jahren in Lukaschenko, einem Einzelgehöft im Gebiet Poltawa. Seine Frau, eine tatkräftige Dorfaktivistin, fuhr immer nach Poltawa und Mirgorod, um Lebensmittel zu besorgen. Eines Tages besuchte ihn der Nachbar Wassil und sah, daß der ältere Sohn an der Tür hing.

"Was hast du getan, Wassil?"

"Ich hab den Jungen aufgehängt."

"Und wo ist der andere?"

"Der liegt in der Speisekammer, den hab ich schon gestern aufgehängt."

"Wozu hast du das getan?"

"Es gibt nichts zu essen. Wenn Oxana etwas mitbringt, dann gibt sie alles den Kindern. Und wenn sie jetzt etwas mitbringt, dann bekomme auch ich etwas."

Es ließen sich unendlich viele Geschichten von Menschen erzählen, die ihr menschliches Antlitz verloren. Wie ein Wächter die Mutter dreier Kinder deswegen erschoss, weil sie nachts erfrorene Rüben stahl, und wie man ihre Leiche zur Abschreckung auf der Straße neben ihrem Haus liegen ließ. Ihre kleinen Kinder starben an Hunger.

Wie entlang der Eisenbahnstrecke Bauern knieten und riefen: "Brot, Brot!", der Bahnbegleitschutz aber die Fenstervorhänge herunterzog und den Passagieren nicht nur verbot, ihnen ein Stück Brot zuzuwerfen, sondern sie überhaupt anzusehen.

Wie der Sekretär des Dorfsowjets von Schilowka im Gebiet Poltawa nachts von drei Menschenfressern überfallen wurde. Der Sekretär konnte sich ihrer nur mit Mühe erwehren. Morgens fand man in den Häusern dieser "Menschen" die Köpfe und Hände geschlachteter Kinder und Töpfe mit Menschenfleisch.

Hunderte von Augenzeugen berichten von den entsetzlichen Ereignissen jener Zeit. Es ist schwer zu glauben, und andererseits ist es unmöglich, es nicht zu glauben, da die menschliche Phantasie nicht imstande ist, sich so etwas auszudenken.

Aber auch die üblichen Geschichten von gutherzigen, mitleidigen Menschen, die anderen halfen, wenn das möglich war, kann man nicht ohne Tränen in den Augen lesen. Ein Agronom erzählt, wie er im Schnellzug Schepetowka - Baku unterwegs war. Im Bahnhof Grebjonka stiegen zwei Bäuerinnen mit ihren Kindern in den Waggon zu. Der etwa vierjährige Junge, den die Mutter auf dem

Schoß sitzen hatte, jammerte: "Mama, essen ..." Die Frau blickte ihr Kind schmerzerfüllt an, schnürte ihre Umhängetasche auf, holte etwas Schwarzes, das wie ein Fladen gebacken war, hervor, brach jeweils ein kleines Stückchen davon ab und gab es den Kindern. Die Passagiere gerieten in Bewegung, griffen in ihre Taschen und Koffer, und holten das heraus, was sie zu essen hatten.

"Schau, Mama, Brot!" rief ein Mädchen, als jemand einen Kanten des üblichen klebrigen Brotes reichte, das es auf Karten gab. Die Kinder stürzten alle zusammen auf diesen Jemand zu, und jedes wollte den Kanten an sich reißen und essen ... bloß essen. Ihre Augen blitzten wie bei hungrigen Tierjungen auf. Dies dauerte nur einen kurzen Augenblick. Aus allen Ecken des Waggons trugen die Passagiere etwas Eßbares herbei, eine Minute später waren die Kinder gierig beim Essen, blickten neidisch auf das, was man ihnen brachte.

Die beiden Mütter hielten es nicht mehr aus und brachen in Tränen aus. Gleich darauf fingen die Kinder zu weinen an, danach wahrscheinlich auch alle Frauen im Waggon. Die Männer sahen weg und wischten sich die Tränen ab. Es stellte sich ein Zustand der psychischen Entspannung ein, es kam zu einem Durchbruch. Das, was jeder für sich dachte, teilte sich allen mit und erfaßte den ganzen Waggon.

Die beiden Frauen hatten Glück. Es fand sich ein barmherziger Eisenbahner, der für sie Fahrkarten kaufte, obwohl sie keine entsprechende Bescheinigung vom Dorfsowjet hatten. Doch Tausende und Abertausende verließen zu Fuß ihre Heimatorte, ohne auf die Eisenbahn zu rechnen. Sie zogen los, fielen entkräftet um, standen auf und gingen weiter.

Ein Augenzeuge erinnert sich. Geschäftig hastet die Menschenmenge: die einen zur Arbeit, die anderen ins Kino, die Straßenbahn fährt, die Hungrigen in dieser Menge schleppen sich dahin - Kinder, Alte und Mädchen, es scheinen gar keine Menschen zu sein, sondern kranke Hunde oder widerliche Katzen. Eine Frau kriecht auf allen vieren quer übers Trottoir, ein Hausmeister versetzt ihr mit dem Fuß einen Stoß, sie rollt aufs Pflaster. Und kriecht, ohne sich umzublicken, schnell weiter, soweit es ihr die Kräfte erlauben. Sie klopft auch noch das Kleid aus, weil es doch staubig ist.

Einigen gelang es, in Gruben oder auf Baustellen eine Anstellung zu bekommen; die Chefs, die Handarbeiter brauchten, drückten mitunter bei der sozialen Herkunft beide Augen zu. Doch viele waren für die schwere körperliche Arbeit nicht mehr geeignet. Sie bettelten um Almosen, sammelten Speisereste, blieben stundenlang vor den Häusern stehen. Die Miliz fischte die Bauern auf den Bahnhöfen, auf den Märkten und auf der Straße heraus, lud sie auf Lastwagen und transportierte sie ab. Wohin? In manchen Fällen in die Sowchosen und andere Staatsbetriebe, die Bedarf an Arbeitskräften hatten, meistens

brachte man sie einfach möglichst weit von der Stadt weg. (Die unten angeführten Tatsachen sind den Memoiren von Personen entnommen, die die schreckliche Zeit durchgemacht haben. Ein Teil dieser Memoiren ist veröffentlicht, ein Teil befindet sich in den Archiven ukrainischer Organisationen im Ausland.)

Viele kamen in die Stadt, um Sachen gegen Lebensmittel zu tauschen. Diese Schieber kamen bis weit in den Norden, bis nach Moskau, und legten auf dem Rückweg die Wege des Bürgerkriegs zurück. Auf den Bahnhöfen ergriff man sie und nahm ihnen alles ab.

Sergei Furssa berichtet, wie im Bahnhof Jusowka die Miliz die Menschen plüzte und ihnen alles, was sie fand, abnahm. Einem Bauern nahmen sie fünf Pfund Grütze und zwei Laib Brot ab. Er bat flehentlich, man möge sie ihm lassen, und erklärte, er habe zu Hause eine kranke Frau und Kinder, und bat die Menschen um ihn herum, sich für ihn einzusetzen. Nichts half. Eine halbe Stunde später ließ er sich von einem Zug überfahren.

Lomaka, ein im Gebiet Brjansk lebender Ingenieur, bekam regelmäßig von seiner Schwester Besuch. Er kaufte für sie Grütze und Mehl ein, und sie fuhr damit zu sich in die Ukraine zurück. Einmal nahm ihr die Bahnmiliz im Bahnhof Kupjansk alle Lebensmittel ab. Die mit dem Gepäck aufgegebenen Kartoffeln wurden gleichfalls von der GPU konfisziert.

Doch die schlimmsten Tragödien spielten sich ab, wenn die Beschaffer nach Hause zurückkehrten und niemand von den Nächsten am Leben war. Auf dem Lande herrschte der Tod. Gemeinschaftsgräber für einige Dutzend Menschen wurden auf Vorrat ausgehoben, niemand zweifelte daran, daß sie in einigen Tagen gefüllt sein und neue gebraucht würden. Wie Lew Kopelew zu berichten weiß, wurden die Karren, mit denen die Leichen der Verstorbenen eingesammelt wurden, im Dorf zu einem alltäglichen Bild. Als es ob es seine Richtigkeit damit hatte, daß es keinen Abschied von den verstorbenen Angehörigen und Nächsten und auch keine Seelenmesse gab. Die fürsorglichen Behörden schickten ihre Bevollmächtigten ins Haus und interessierten sich dafür, ob nicht auch der Hausherr oder sonst noch jemand aus der Familie gestorben sei, und wenn das der Fall war, waren sie behilflich, den Leichnam in die Gemeinschaftsgrube zu werfen.

Was aßen die Menschen? Richtiger wäre es zu fragen, was sie nicht aßen. Eicheln galten als Delikatesse. Kleie, Spelze, gefrorene Rüben, getrocknete und frische Blätter, Sägespäne - alles fand Verwendung und füllte die Mägen der Menschen. Katzen, Hunde, Krähen, Regenwürmer und Frösche machten die Fleischration der Menschen aus.

Im Frühling, als das Gras sprießte, waren die Ruhr und der Durchfall gefährlicher als der Hunger. Doch auch die normale Kost war für die ausgemer-

gelten Menschen lebensgefährlich. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des technologischen Instituts Charkow, der mit einer Gruppe Studenten aufs Land geschickt wurde, berichtet:

"Als wir zum Abendessen hinausgingen, liefen aus dem ganzen Dorf die Kinder und sogar Erwachsene zusammen und baten um Brot oder Fett. Die Studenten waren von dem schrecklichen Aussehen der hungrigen Kinder erschüttert und gaben ihnen Brotstücke und gekochtes Fett. Kinder und Erwachsene stürzten sich gierig auf das Essen ... Eine halbe oder eine Stunde später fielen die Kinder, die sich nach dem langen Hungern am Brot satt gegessen hatten, schreiend und jammernd zu Boden und krümmten sich vor Schmerzen. Die Studentinnen brachen in hysterisches Schreien aus ... Daraufhin befahl die Leitung den Studenten, sich in den Schulraum zu begeben und die Kinder ins Dorf zu bringen...

Wir gingen aufs Feld, um rote Rüben zu jäten. Da gab es wieder ein Unglück. Die Kolchose hatte unserer Brigade einen Dorfbewohner zugeteilt, der die Hackmesser zu schleifen hatte. Schweigend erledigte der Kolchosbauer seine Aufgabe bis zum Mittag. Beim Mittagessens gaben ihm die Studenten großzügig eine gehörige Portion Brot und gekochten Reis, ohne sich dabei etwas Schlimmes zu denken. Der hungrige Mann aß ordentlich, doch nach einer halben Stunde starb er vor aller Augen ..."

Die Leute hatten das Essen verlernt. Ein anderer Zeuge berichtet, wie in einem großen Dorf im Gebiet Kiew im Frühjahr an jeden ein Kilogramm Buchweizen verteilt wurde. Die Menschen aßen ihn, ohne ihn vorher zu mahlen (was auch gar nicht möglich war), manche aßen ihn roh. Viele starben vom Genuß dieser anerkannten Diätkost.

Im Herbst wurde die Gemeinschaftsverpflegung für die auf dem Feld Arbeitenden erneut eingeführt. Allerdings nicht überall und in einem sehr begrenzten Rahmen, da die Drohungen vom letzten Jahr wegen des "unnötigen Getreideverbrauchs" noch allen erinnerlich waren. So ordnete der Direktor der Bodenabteilung des Rayons Tschernuchin an, das Saatgut zu sortieren und die unbrauchbaren Kartoffeln an die Kolchosbauern zu verkaufen. Wegen dieser Eigenmächtigkeit wurde er seines Postens enthoben.

Der Direktor einer Maschinen- und Traktorenstation und der Leiter der politischen Abteilung baten darum, in "ihren" Kolchosen die Gemeinschaftsverpflegung einführen zu dürfen. Wegen staatsfeindlicher Tendenzen wurde der Direktor aus der Partei ausgeschlossen. Die Lage der Landbevölkerung war Mitte der 30er Jahre so entsetzlich, daß man die, die ins Gefängnis kamen, für Glückspilze hielt: Ein Stück Brot, war es auch noch so winzig, war ihnen sicher.

Hier der Bericht von Iwan Solonewitsch, einem Bewohner des Archipel GULAG im Bereich des Weißmeer-Ostsee-Kanals. Er und andere Häftlinge pflegten die Reste der Kohlsuppe in einen Topf zu gießen, um damit die Kinder aus dem Nachbardorf aufzufüttern. Als Solonewitsch eines Tages von der Arbeit zurückkam, stellte er fest, daß die Kohlsuppe gefroren war und sich in einen Eisklumpen verwandelt hatte. "Ich beschloß, den Topf in die Küche zu schaffen, ihn auf die Herdplatte zu stellen, und sobald das Eis leicht aufgetaut wäre, den ganzen Klumpen wegzwerfen und mir im leeren Topf meine Portion Brei zu holen.

Ich nahm den Topf und ging aus dem Zelt. Es war schon fast Nacht. Der eiskalte Wind ließ die Telegraphenleitungen heulen und den Schneestaub in die Augen dringen. Bei den Zelten war niemand zu sehen. Die Schar Kinder, die sich um die Essenszeit hier herumtrieb, hatte sich schon verzogen. Plötzlich kam hinter einer Schneewehe eine undeutliche kleine Gestalt hervor, stürzte auf mich zu und sagte mit plopsiger, heiserer und erkälteter Stimme:

"Onkel, Onkel, vielleicht ist was übrig, Onkel, gib's mir ..."

Es war ein etwa elfjähriges Mädchen. Unter den zerzausten Haarsträhnen glänzten ihre Augen hungrig hervor. Mit ihrer kleinen winselnden Stimme wiederholte sie automatisch und völlig ausdruckslos:

"Onkel, giib's mir!

"Da ist nur Eis drin."

"Ist die Kohlsuppe gefroren, Onkel?"

"Ja, die Kohlsuppe."

"Das macht nichts, Onkel. Gib sie mir halt. Ich ... tauge sie gleich auf .. Ich hol sie gleich raus. Gib sie mir halt ..."

In der Stimme des Mädchens waren Geschäftigkeit, Gier und die Angst vor einer Absage zu hören. Ich kapierte nicht so recht und stand umschlüssig da. Das Mädchen riß mir fast den Topf aus der Hand. Dann schlug sie ihr Bauernmäntelchen zurück, unter dem nur ihre nackten spitzen Knochen hervorstanden, drückte den Topf gegen ihren nackten Körper, wie ihr eigenes Kind, hüllte sich wieder in ihr Mäntelchen und setzte sich in den Schnee.

Ich war so abgestumpft, daß ich nicht einmal versuchte, eine Erklärung für das Tun des Mädchens zu finden. Ich wurde nur ganz kurz durch eine Assoziation an ein Kind und an den Mutterinstinkt erinnert, der durch ein Wunder in diesem ausgetrockneten Körper noch lebendig war. Ich ging ins Zelt, um einen anderen Topf für meine tägliche Ration Brei zu holen.

Im Leben eines jeden Menschen gibt es Minuten der großen Erniedrigung. Eine solche Minute durchlebte ich, als ich unter den Pritschen auf der Suche nach einem Topf herumkroch und endlich kapierte, daß dieses Mädchen mit der

Wärme ihres ausgehungerten Körpers diesen schweren gefrorenen Klumpen widerlicher Schweinekost - die aber doch Kost war - aufwärmen wollte, und daß in diesem kleinen Skelett nicht einmal genügend Wärme für ein Viertel dieses Klumpens vorhanden war.

Ich stieß mich heftig an einem Querbalken unter der Pritsche und lief, durch den Stoß, den Ekel und vor Wut fast betäubt, aus dem Zelt. Das Mädchen saß immer noch da, ein leichtes beschleunigtes Zittern ging durch ihren Unterkiefer.

"Onkel, nimm's nicht weg! kreischte sie auf. Ich ergiff sie zusammen mit dem Topf und schleppte sie ins Zelt. In meinem Kopf schwirrten verrückte Ideen herum. Ich erinnere mich, etwas geredet zu haben, doch glaube ich, daß sich meine Worte nach Irrenhaus anhörten. Das Mädchen riß sich hysterisch los und rannte zum Zeltausgang. Ich fing sie ein und setzte sie auf die Pritsche. Fieberhaft, mit zitternden Händen suchte ich tastend die Regale unter der Pritsche ab. Ich fand ein paar Speisereste, Juras halbe Brotration und noch irgend etwas. Das Mädchen wartete nicht ab, bis ich ihr das alles reichte. Sie verkrampfte sich in den Brotrest und stopfte ihn sich in den Mund. Über ihr verschmutztes Gesicht rollten die Tränen des noch nicht überwundenen Schreckens. Ich stand vor ihr, niedergeschlagen, voller Ekel vor der ganzen Welt und auch vor mir selbst." (Iwan Solonewitsch, *Rossija w konzlagere*, 1958, S. 161-163.)

Doch die Hauptsorge im Frühjahr 1933 galt der Bewachung der Ernte. Man hatte sich vorgenommen, jedes Getreidekorn zu schützen. Nicht vor den Vögeln oder den Nagetieren. Vor den Menschen. Auf den Feldern wurden Beobachtungstürme aufgestellt. Kavalleriepatrouillen legten sich im Hinterhalt auf die Lauer. Dem Landbewohner sollte keine Ähre des Kolchosgetreides zukommen. Das Gesetz vom 7. August, das für alles den Tod durch Erschießen vorsah, hieß im Volksmund nicht von ungefähr das Ährengesetz.

Selbst von seinem eigenen Feld durfte der Kolchosbauer kein einziges Körnchen mitnehmen. Eine Sonderverordnung verbot es, vor der festgesetzten Zeit zu mähen, und eine Witwe - Mutter von sechs Kindern, deren Körper infolge des Hunger angeschwollen waren -, die im Schrebergarten einige Ähren abgeschnitten hatte, bekam dreieinhalb Jahre Haft in der Arbeitskolonie. Hier starb sie auch nach zwei Wochen. Die Entwendung hatten der Vorsitzende des Dorfsowjets, der Kolchosvorsitzende und der Agronom festgehalten. Sie mahnten die Garbenbündel, wogen sie ab und einige Tage später, als der Weizen nachgereift war, wiederholten sie den Vorgang und stellten fest, wieviel Gramm Korn der Staat wegen des kriminellen Wunsches der unglücklichen Mutter, ihren Kindern etwas zu essen zu geben, nicht (oder möglicherweise nicht) erhalten

hatte. Die Arbeit der Staatsbeamten, von denen jeder an dem betreffenden Tag mehr Brot gegessen hatte, als die Mutter ihren Kindern zu essen geben wollte, machte sich bezahlt. Sie bewiesen, daß die kriminelle Tat der Witwe den Staat um ihm zustehende 100 Gramm Korn gebracht hatte.

Die Bewachung der Ernte wurde zu einer staatswichtigen Angelegenheit. An den Aktionen nahmen nicht nur Erwachsene, sondern auch ganz kleine Kinder teil. Wie S. Kossior versicherte, bewachten in jenem Frühjahr 500 000 Kinder die Felder vor ihren Eltern.

Andere Augenzeugen zeichnen allerdings ein weniger pathetisches Bild.

"Sich miteinander unterhaltend, kehrten die müden Kolchosbauern vom Feld zurück. Doch was bietet sich ihnen plötzlich für ein Anblick? Am Rande des Dorfes holen sie eine seltsame Zusammenrottung von Kindern, alten Frauen und Männern ein, die vom Vorsitzenden des Dorfsowjets, Sosul Samoilo, mit einem Gewehr bewaffnet und hoch zu Roß, bewacht werden. Die Menge schleppt sich langsam dahin. Die Kinder in verdreckten und hundertmal geflickten Hosen und Hemden sind alle barfuß, und fast jedes hat eine Umhängetasche über die Schulter hängen, in der sich die Indizienbeweise für die gewaltigen Verbrechen befinden. Zum Empfang dieser Schwerverbrecher trat selbst der Leiter der Rayonpolizei, Smirnow, auf die Straße. 'Treib sie alle in den Schuppen, morgen nehmen wir sie uns vor, dann sehen wir weiter.' Am Morgen brachte die Bestattungsbrigade einige Kinderleichen zum Friedhof. Die Toten befanden sich bereits außerhalb des Gesetzes."

TASS ist bevollmächtigt, folgende Erklärung abzugeben ...

Viel Aufwand wurde betrieben, um die Ereignisse zu vertuschen. Natürlich wußte das ganze Land von der Hungersnot, doch niemand verfügte über die volle und wahrheitsgemäße Information. N. Chruschtschow, der damals einen hohen Posten im Moskauer Stadtkomitee der Partei innehatte, schreibt, daß er über das Ausmaß der Hungersnot erst nach einigen Jahren hinreichend genaue Kenntnis erhielt. P. Grigorenko, der sich aufs Land begab, um seinen Vater zu retten, vermochte erst dort, all die Schrecken der Ereignisse zu bewerten.

TASS veröffentlichte ein spezielles Dementi, in dem alle im Ausland erschienenen Berichte über die Hungersnot entschieden beseitigt wurden. Die Agentur schmähte die schwarze Verleumdung der wunderbaren sowjetischen Wirklichkeit. Die Reisen der ausländischen Korrespondenten mußten drastisch eingeschränkt werden.

Um die entsetzlichen Einzelheiten der Hungersnot vor der Bevölkerung zu verheimlichen, wurden Fälle von Menschenfresserei der Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte entzogen (*Ukrainski sbornik*, Nr. 2, 1955, S. 97).

Charkow
22.5.1933
Nr. 17 (198)

Streng geheim
An alle Leiter der Gebietsabteilungen
der OGPU der UKSSR und Gebietsstaatsanwälte
Abschrift an: Bezirksabteilungen der OGPU
und Bezirksstaatsanwälte

Die Abteilung Gesetzeskodifikation beim Volkskommissariat der Justiz der UdSSR hat mit ihrem Brief vom ... d.J. Nr. 175-K klargestellt:

Da die geltenden Strafgesetze eine Bestrafung von Personen, die sich der Menschenfresserei schuldig gemacht haben, nicht vorsehen, müssen alle Fälle, in denen Anklage wegen Menschenfresserei erhoben wird, unverzüglich an die örtlichen Organe der OGPU übergeben werden. Falls der Menschenfresserei Totschlag nach Art. 142 StGB vorausging, müssen diese Fälle ebenfalls den Gerichten und Ermittlungsbehörden im System des Volkskommissariats der Justiz entzogen und dem Kollegium der OGPU in Moskau zur Untersuchung übergeben werden.

Dieser Anordnung ist unbedingte Folge zu leisten.

Der stellvertretende Volkskommissar **Der Staatsanwalt der Republik**
der OGPU der USSR *Karlsson* *Michailik*

Der Mantel des Geheimnisses war so undurchdringlich, daß selbst führende Persönlichkeiten von lokaler Bedeutung nicht sicher waren, ob man sich in der Zentrale die reale Lage vorstellte. N. Chruschtschow erinnert sich:

"Mikojan erzählte mir, daß Genosse Demtschenko, der damals erster Sekretär des Kiewer Gebietskomitees der Partei war, ihn eines Tages in Moskau aufgesucht habe. Und dieser Demtschenko sagte ihm: 'Anastas Iwanowitsch, weiß Genosse Stalin oder wenigstens jemand aus dem Politbüro, was sich in der Ukraine tut? Wenn nicht, dann führe ich Ihnen ein Beispiel an, damit wenigstens Sie eine ungefähre Vorstellung davon haben. Vor kurzem kam ein Zug in Kiew an, der mit den Leichen derer beladen war, die vor Hunger gestorben sind. Dieser Zug hat entlang der Bahnlinie Poltawa - Kiew die Leichen eingesammelt. Mir scheint, es wäre gut, wenn jemand den Genossen Stalin über die Lage informieren würde.'" (*Wospominanija N.S. Chruschtschowa*, Boston, 1970, S. 73-74.

Nicht nur die Sekretäre der Gebietskomitees richteten ihre Blicke in dieser tragischen Zeit auf den Kreml. Hunderttausende, die täglich in den Zeitungen etwas über den weisen Führer lasen, schrieben ihm in der Hoffnung, daß er davon erfahren und helfen werde.

"Ich habe Sie geliebt und liebe Sie, Jossif Wissarionowitsch. Ich glaube nicht, daß Sie zulassen, daß ich in der Blütezeit meines Lebens so tragisch und sinnlos Hungers sterben werde", schrieb eine Komsomolzin, Schülerin der 8. Klasse, Tochter eines roten Partisanen aus dem Dorf Stowbina Dolina im Gebiet Charkow.

Das Mädchen berichtet dem Führer, daß es bei ihnen im Hause seit über einem Monat kein Stückchen Brot mehr gibt. Wir wissen nicht, ob Genosse Sta-

lin gerührt war, als er diesen naiven Kinderbrief las, oder finster dreinblickte. Jedenfalls blieb ihm der Bissen nicht im Halse stecken. Augenzeugen erinnern sich, daß er gerne an den zahlreichen Gelagen im Kreml teilnahm, überhaupt pflegte der Führer der Menschheit immer gerne zu speisen und schlug sich diesen harmlosen Spaß nie ab. Allerdings, so bezeugen es Zeitgenossen, konnte er seit Beginn der dreißiger Jahre nachts nicht mehr schlafen.

Zum Abschluß bringe ich eine kleine Geschichte. Sie zeigt, wie sich diese fernen Jahre in unserer Zeit spiegeln. Bei der Mutter meines in Australien lebenden Bekannten, machten sich psychische Störungen bemerkbar, oder einfacher ausgedrückt, sie bekam eine Geisteskrankheit. In den dreißiger Jahren hatte sie als Buchhalter und Volkswirt in Poltawa gearbeitet. Jetzt hat sie das Gedächtnis verloren und hat Angst. Die arme Frau hat Angst vor ihren Nachbarn. Sie bildet sich ein, sie werde beim Essen von ihnen beobachtet. Sie erschrickt und hat gleichzeitig Schuldgefühle: Die Armen, sie haben kein eigenes Haus, sie haben nichts zu essen. Manchmal bäckt sie Piroggen und stellt sie absichtlich aufs Fensterbrett, damit die Nachbarn etwas zu stehlen haben ...

Die Dämonen jener schrecklichen Tage quälen die Seele dieser armen Frau. Mir scheint, die heutige sowjetische Gesellschaft durchlebt etwas Ähnliches. Sie hat ihr Gedächtnis verloren, doch ein vages Gefühl der Schuld und der Angst lebt in ihrem historischen Unterbewußtsein weiter.

ICH GLAUBE NICHT AN DIE KOLLEKTIVE SCHULD,
ICH GLAUBE AN DIE KOLLEKTIVE SCHAM

Gespräch mit Simon Wiesenthal

Simon Wiesenthal, Gründer des Wiener Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes, ist 75 Jahre alt geworden. Unser Sonderberichterstatter Cronid Lubarsky hat mit ihm in Wien folgendes Gespräch geführt.

C. L.: Herr Wiesenthal, Sie sind in der ganzen Welt als unermüdlcher Nazi-Jäger bekannt. Sie machen Jagd auf Nazis, die schwerste Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben. Doch nicht minder schwere Verbrechen wurden auch in der Sowjetunion begangen. Meinen Sie nicht, daß auch die Schuldigen dort nicht unbestraft bleiben sollten?

S. W.: Meiner Ansicht nach hat der Nationalsozialismus sehr vieles mit dem Kommunismus gemeinsam. Allerdings war der Nationalsozialismus sowohl in der Praxis als auch in der Theorie verbrecherisch, der Kommunismus nur in der Praxis. Dies unterscheidet sie. Für die Opfer ist dieser Unterschied jedoch unerheblich. Ich spreche nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart, nicht nur von den durchgemachten Schrecken, sondern auch von der Zukunft unserer Kinder. Gerade deshalb trete ich für die Menschenrechte in der Sowjetunion ein. Ich wurde Mitglied des Komitees für die Durchführung der Sacharow-Hearings und gehöre zum Direktorium des Freedom House. Als die Welt von den Verbrechen des Nationalsozialismus erfuhr, war es schon viel zu spät, aber jetzt ist es noch nicht zu spät, um denen zu helfen, die sich unter dem Joch des Kommunismus befinden. Für mich war die Sowjetunion immer ein Völkergefängnis, sie es auch jetzt noch. Natürlich können sich die Aufseher in einem Gefängnis dem Häftling gegenüber strenger oder nachsichtiger verhalten, doch Gefängnis bleibt Gefängnis. Die Historiker werden sich darüber streiten, welches Regime verbrecherischer war: das nationalsozialistische oder das kommunistische. Ich meine, daß dies nicht so wichtig ist. Meine Feinde sind sowohl die Nazis als auch die Kommunisten. Sowohl die einen als auch die anderen hassen mich, von beiden Seiten werde ich angegriffen. Eben deshalb bin ich überzeugt, daß ich auf dem richtigen Weg bin. Die Jahre, die ich in der Sowjetunion war, also von 1939 bis 1941, haben mich geistig für das Leben im Nationalsozialismus abgehärtet. Menschen kann man schnell morden, man kann es aber auch langsam tun. Ich habe beides gesehen.

Und noch eins. Das weiß ich aus Erfahrung: Werden Verbrechen in einem Land begangen, in dem eine rechte Diktatur herrscht - sei es Chile, Südafrika oder anderswo -, dann kommt es sofort zu Protesten und Straßendemonstrationen gegen die jeweilige Regierung. Wird jedoch ein Verbrechen in einem mit der Sowjetunion befreundeten Land begangen, so gilt es nicht als Verbrechen. Die Sowjetunion hat sich das Recht angeeignet, zu bestimmen, was ein Verbrechen und wer ein Verbrecher ist. So ist unsere Welt. Mit der Zeit gewöhnen sich die Menschen an diese Denkweise, und das ist gefährlich. Sehen Sie doch mal, wieviel Verträge die Sowjetunion seit 1918 mit anderen Ländern geschlossen und wie viele sie davon gebrochen hat.

C. L.: Fast alle.

S. W.: Eben - fast alle! Kein Vertrag mit der Sowjetunion wird je eine Garantie für unsere Freiheit sein. Wir sind gezwungen, mit der Sowjetunion zu verhandeln, wir haben keine andere Wahl. Doch wir müssen sehr vorsichtig sein, wir müssen unsere Erfahrungen berücksichtigen. Ich war in Lemberg, als dort sowjetische Soldaten einmarschierten. Genau an diesem Tag - nicht früher - hat die Sowjetunion den Vertrag, den sie mit Polen hatte, zerrissen.

C. L.: Weil sie ein Geheimabkommen mit den Nazis hatte.

S. W.: Natürlich. Und einen Monat nach der offiziellen Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Pakts unterzeichneten Ribbentrop und Molotow ein neues Abkommen über das gemeinsame Vorgehen gegen den polnischen Widerstand. Ich habe es vor einigen Jahren in den Archiven gefunden. Gemeinsam gingen sie gegen alle polnischen Patrioten vor. Ein Oberst des NKWD war als Verbindungsoffizier zum deutschen Generalgouverneur von Polen abgestellt. Mitarbeiter des NKWD kamen zu ihren Gestapo-Kollegen nach Zakopane und Gestapoleute nach Kiew und Lemberg, um dienstliche Informationen auszutauschen. Das ist der Grund, warum es vor dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 in Polen keine kommunistische Widerstandsbewegung gab.

C. L.: Die kommunistische Partei Polens wurde von Stalin zerschlagen.

S. W.: Ja, aber auch in der Tschechoslowakei gab es keine kommunistische Widerstandsbewegung. Gottwald saß in Moskau und verschickte Briefe: Seid freundlich zu den Nationalsozialisten. Als die Nazis Holland besetzten, rief die KP Hollands ebenfalls dazu auf, mit den Nazis Freundschaft zu halten. Als Dä-

nemark besetzt wurde, veröffentlichte die KP Dänemarks in ihrer Zeitung eine Erklärung, in der hieß: Gut, daß es Deutsche und keine Engländer sind. Das gleiche passierte in Frankreich. Erst nach dem 22. Juni 1941 gingen die Kommunisten in Polen zu Aktionen über. Übrigens betrug ihr Anteil am gesamtpolnischen Widerstand höchstens fünf bis sechs Prozent. Doch nach dem Krieg haben sie die Geschichte umgeschrieben. Sie erklärten, der gesamte Widerstand in Polen sei kommunistisch, die am nationalen Widerstand Beteiligten seien jedoch Verräter gewesen.

C. L.: Das "Ministerium der Wahrheit" war nicht untätig.

S. W.: Genau.

C. L.: Der verbrecherische Charakter des Sowjetregimes ist heute fast jedem klar. Wie ist es nun mit der persönlichen Verantwortung der Verbrecher für ihre Taten? Was ist zu tun, um nicht nur das Regime als Ganzes zu ächten, sondern um auch die konkreten Täter zu entlarven?

S. W.: Ich glaube, man muß vor allem an die Menschen denken, die dem Regime dort jetzt Widerstand leisten. Sie sollen wissen, daß sie nicht vergessen sind. Als wir selbst in deutschen Konzentrationslagern saßen, wußten wir genau: Die Welt will nichts von uns wissen, mit uns ist es aus. Viele begingen deshalb Selbstmord. Denn es gab keinen einzigen Staat, keine einzige Regierung, die für uns eingetreten wäre. Niemand demonstrierte für uns, niemand interessierte sich für uns.

Jetzt aber sollen die, die in den Gefängnissen sind, wissen, daß sie nicht vergessen sind. Die Neuzugänge sollen den Inhaftierten die Nachricht mitbringen: Ihr seid nicht vergessen. Seinerzeit überschütteten wir die Neuzugänge mit Fragen: Was gibt es dort draußen in der Freiheit? Was wird über uns im Radio berichtet? Und sie antworteten: Nichts! Oh, dieses Schwelgen in der Welt ...

C. L.: Der Sinn ihrer Tätigkeit besteht doch aber nicht nur darin, den Opfern zu helfen, sondern auch darin, die Folterknechte zu bestrafen.

S. W.: Wissen Sie, die westlichen Alliierten besaßen bereits seit 1942/1943 Listen mit den Namen nationalsozialistischer Verbrecher. Und einer der größten Fehler war es, daß sie diese Listen nicht bereits während des Krieges veröffentlichten. Die Alliierten bekamen diese Informationen von den Widerstands-

kämpfern über die Rundfunksender, die im Untergrund tätig waren. Sie wußten, welche Verbrechen begangen wurden und wer dafür die persönliche Verantwortung trug. Seit 1943 gab es in London ein entsprechendes Büro. Es wurde von Emissären, beispielsweise aus Polen, aufgesucht, die Angaben über SS-Leute und Personen, die an Straffaktionen beteiligt waren, machten. Trotzdem sollten diese Informationen erst nach dem Krieg genutzt werden. Stellen Sie sich vor, welche Unterstützung das für uns bedeutet hätte, wenn man schon während des Krieges diese Listen systematisch im Rundfunk übertragen hätte. Dann hätten davon auch diejenigen Kenntnis gehabt, die die Verbrechen begingen. Wer weiß, vielleicht hätte es sie zum Nachdenken veranlaßt! Allein die Tatsache, daß ihre Namen der Öffentlichkeit bekannt gewesen wären, wäre ihnen eine Warnung gewesen und hätte nicht wenigen Menschen das Leben gerettet.

C. L.: Glauben Sie nicht, daß etwas Ähnliches auch hinsichtlich der sowjetischen Verbrecher geschehen müßte?

S. W.: Ja. Die Namen der Täter müssen genannt werden. Man darf nicht alles auf Stalin abwälzen. Ich möchte Ihnen von einem Vorfall berichten, der sich während des Eichmann-Prozesses zugetragen hat. Auch Professor Kaul, ein Jurist aus Ostdeutschland, kam zu diesem Prozeß angereist. Er hielt eine Pressekonferenz ab und beschuldigte die israelische Regierung einer Geheimabsprache mit den Deutschen, wonach nur Eichmann angeklagt, die anderen aber in Ruhe gelassen werden sollten. Ich war bei dieser Pressekonferenz zugegen und fragte ihn: Herr Kaul, wir schreiben das Jahr 1961, doch bereits 1956 auf dem XX. Parteitag der KPdSU wurde Stalin unzähliger Verbrechen beschuldigt. Sagen Sie bitte, wie viele sowjetische Untersuchungsführer, wie viele Richter, die Unschuldigen zum Tode verurteilten, ohne sie überhaupt eines Blickes zu würdigen, sind vor Gericht gestellt und verurteilt worden? Wenn sie das nicht sagen können, dann haben sie als Kommunist nicht das Recht, Nazis anzuklagen. Wir haben dieses Recht, Sie aber nicht. Es entstand Lärm, man schrie, daß dies eine Provokation sei, daß man Abakumow und dann Berija erschossen habe. Ich entgegnete darauf, das sei nicht genug. In Nürnberg sei eine ganze Regierung vor Gericht gestanden, doch selbst dieser Prozeß sei unserer Meinung nach nicht ausreichend. Und was soll mit den Hunderten und Tausenden kleiner Abakumows und Berias geschehen? Ihnen ist doch anscheinend nichts Schlimmes passiert?

C. L.: 1973, als ich im Lager war, saßen in allen Lagern für Politische nur zwei Anhänger von Beria ein: Browerman aus Leningrad und Patschulija aus Georgien.

S. W.: Man hat mir erzählt, daß 1968, als die Tschechoslowakei besetzt wurde, dieselben "Berater" ins Land kamen, die 1948 bei der Fällung von Todesurteilen mitgewirkt hatten. Ihre Opfer waren gerade erst während des Prager Frühlings rehabilitiert worden. Solange sich solche Dinge wiederholen, darf man nicht ruhen. Wir sind die Generation, die in der Menschheitsgeschichte eine der größten Tragödien erleiden mußte, unsere Pflicht ist es, dies nicht zu vergessen. Wir sind Augenzeugen dieser Tragödie; was nach uns bleibt, wird zur Geschichte. Dies gilt sowohl für das Nazideutschland als auch für die Sowjetunion.

C. L.: Doch was können wir jetzt tun? Man kann bis zu einem gewissen Grad Informationen über die heutigen Verbrecher zusammentragen. Und was dann? Man kann diese Information veröffentlichen, und das ist alles?

S. W.: Ja. Sie müssen wissen, daß man sie in der Welt kennt. Es gibt oder gab nicht nur einen Tschernenko oder Andropow, bei ihnen handelt es sich sozusagen um symbolische Figuren. Ich war nie in einem sowjetischen Lager, doch aus den Büchern Solschenizyns und vielen anderen Veröffentlichungen sind die Namen außerordentlich vieler Durchschnittstäter bekannt. In jeder Filiale eines Lagers gab es einen Chef, der im wahrsten Sinne des Wortes über das Schicksal der Häftlinge verfügen konnte. Er konnte einen Menschen entlassen, wenn dessen Haftzeit zu Ende war, er konnte einem Häftling aber auch mehrere Jahre Haft zusätzlich verpassen lassen.

C. L.: Was denken Sie über die NS-Verbrecher, die auf dem Gebiet der UdSSR geblieben sind? Seinerzeit fanden viele Prozesse gegen sie und gegen Sowjetbürger, die mit ihnen kollaboriert hatten, statt.

S. W.: Eines verstehe ich nicht: Warum fanden die meisten dieser Prozesse nicht öffentlich statt? Meistens erfahren wir erst nachträglich, daß ein Militärgericht jemanden zum Tode verurteilt hat und das Urteil vollstreckt wurde. Manchmal werden nicht einmal die Namen mitgeteilt.

C. L.: Ich muß anmerken, daß auch öffentliche Prozesse stattgefunden haben, zum Beispiel gegen die von den Behörden so genannten "ukrainischen Nationalisten", die mit Hitler kollaborierten.

S. W.: Ja, im Baltikum gab es auch solche Prozesse. Vor einigen Jahren erhielt ich sogar eine Einladung zu einem solchen Prozeß. Ich fuhr allerdings nicht hin.

Nach meiner Befreiung aus dem letzten KZ habe ich geschworen, nie freiwillig in ein Land zu fahren, in dem es keine Freiheit gibt. Betrachten Sie das als eine Art Allergie.

C. L.: Glauben Sie, daß es heute in der UdSSR NS-Verbrecher gibt - ich meine NS-Verbrecher, keine Sowjet-Verbrecher -, die nicht bestraft wurden und die vom Staat bewußt gedeckt werden?

S. W.: Nach dem Krieg befanden sich viele Nazis in Sonderlagern, wo man Informationen aus ihnen herausquetschte. Danach gab es viele Prozesse. Doch wichtig ist folgendes: Man verfügt dort über eine ungeheuere Menge deutscher Dokumente. Man weiß dort ungeheuer viel, doch Anklage wird nur wegen kleiner Delikte erhoben. Den Gerichtsbehörden im Westen, insbesondere in Westdeutschland, ist man bei der Verfolgung von Naziverbrechern nicht behilflich. Ich habe viel mit dem Justizministerium der USA zusammengearbeitet bei der Aufklärung von Fällen, in denen Russen, Ukrainer, Letten und andere Komplizen der Nazis in den besetzten Gebieten waren. Der amerikanische Ankläger reiste in die Sowjetunion und bat um Unterstützung. Er sagte: Wir werden gegen diejenigen Anklage erheben, die in ihrem eigenen Land Verbrechen begangen haben. Sie müssen daran interessiert sein, uns zu helfen, denn wir möchten diesen Personen die Staatsbürgerschaft aberkennen, wir wollen sie ausweisen. Bei ihnen gibt es Zeugen. Wir kennen ihre Namen und Adressen. Erlauben sie ihnen die Ausreise, um als Zeugen auftreten zu können; die Unkosten übernehmen wir. Kein einziger Zeuge erhielt die Genehmigung, in den USA vor Gericht aussagen zu können.

Ich kann Ihnen auch sagen, warum! Die Sowjetunion braucht die NS-Verbrecher, die im Westen frei leben. Die sowjetische Propaganda braucht sie, um sagen zu können: Da sehen Sie es! Die sowjetische Presse bringt ausgeschmückte Berichte über Verbrecher, die in Kanada, in den USA und anderswo leben. Mitunter erfahren die Amerikaner von deren Existenz aus sowjetischen Zeitungen. Auf Grund eines Zeitungsartikels darf man aber weder eine Verhaftung vornehmen noch Anklage erheben. Und wenn sie dann um zusätzliche Informationen nachsuchen, bekommen sie nicht einmal eine Antwort.

Ich bringe ein Beispiel. Ostdeutschland hat 600 oder 700 entsprechende Anfragen aus Westdeutschland, die sich zudem auf recht große NS-Verbrecher bezogen, unbeantwortet gelassen. Das einzige Land des Ostblocks, das die nötigen Informationen liefert und Unterlagen schickt, ist Polen. Doch auch das geschieht erst in jüngster Zeit.

C. L.: Wie steht es mit den NS-Verbrechern in diesen Ländern selbst, also in der DDR und in der Sowjetunion?

S. W.: Die DDR behauptet, man habe 14 Tsd. Personen verurteilt. Doch 1968, nach der Besetzung der Tschechoslowakei, habe ich Material über 40 ehemalige Nazis veröffentlicht, die führende Posten in der ostdeutschen Presse innehatten. Seinerzeit hatten diese Personen im *Stürmer*, *Völkischen Beobachter* und in vielen anderen Zeitungen des Reiches ihre Werke publiziert. Ich habe nicht nur die Titel der Artikel und die Namen der Autoren, sondern auch ihre SS- und NSDAP-Nummern angegeben. Natürlich gab es einen Skandal. Westliche Journalisten versuchten, vom Sekretär der ZK der SED Norden und von anderen ostdeutschen Funktionären zu erfahren, was denn an dem Bericht Wlesenthals unwahr sei. Sie wagten es nicht zu sagen, daß alles wahr sei, sie konnten mich aber auch nicht der Lüge bezichtigen, weil alles dokumentarisch belegt war. Sie erklärten: Diese Menschen haben sich geändert, sie sind umerzogen ... Später habe ich analoges Material über 100 NS-Professoren in Ostdeutschland vorgelegt.

Die dortige Propaganda wird nicht müde zu behaupten, der Nationalsozialismus sei ein westdeutsches Problem. Ich bin jedoch überzeugt, daß es auch ein Problem für Ostdeutschland und Österreich ist. Von 10,5 Mio. NSDAP-Mitgliedern sind heute noch, vierzig Jahre nach dem Krieg, mehr als drei Millionen am Leben. Wo sind sie denn? Etwa 2,2 Mio. leben in Westdeutschland, 600 000 in Ostdeutschland, 450 000 in Österreich und etwa 100 000 in der übrigen Welt. Viele dieser Nazis sind jetzt musterhafte Kommunisten. Das durchschnittliche Alter ehemaliger Nazis liegt bei 63-64 Jahren. Wenn ich mir die Listen mit den Namen von SS-Offizieren ansehe, dann stelle ich fest, daß die Mehrzahl von ihnen zwischen 1917 und 1920 geboren wurde. Zu Hitlers Zeiten war das die junge Generation. Alle Diktaturen appellieren vor allem an den Geist und das Herz der Jugend. Leider haben die demokratischen Parteien dieser Welt kein spezielles Jugendprogramm.

C. L.: Lassen sie mich wieder auf die Sowjetunion zu sprechen kommen. Glauben Sie, daß dort alles Nötige getan wurde, um die NS-Verbrecher, die dort geblieben sind, abzuurteilen?

S. W.: In den ersten Nachkriegsjahren war für die Alliierten die Entnazifizierung das Problem Nummer eins. Mit dem Beginn des kalten Krieges rückte für die westlichen Länder der Schutz Europas in den Vordergrund. Ähnlich wirkte sich der kalte Krieg auch in der Sowjetunion aus. Westdeutschland erklärte: Wir

können unsere Verteidigungsbereitschaft nicht stärken und gleichzeitig unsere erfahrensten Generäle im Gefängnis einsitzen lassen. Das gleiche geschah in Ostdeutschland. Wenn man von vielen Tausenden Verurteilter spricht, dann gilt das nur für die Zeit vor dem kalten Krieg. In den folgenden Jahren wurden Prozesse nur von Zeit zu Zeit durchgeführt, um der Welt zu zeigen, daß dieses Problem noch existierte. Jedesmal, wenn in der Bundesrepublik Deutschland jemand freigesprochen wurde, konnte man sicher sein, daß innerhalb der nächsten vier Wochen eine Nachricht über einen Prozeß in der Sowjetunion erscheinen würde, bei dem zwei oder drei Angeklagte verurteilt und hingerichtet werden würden. Das alles wirkt sogar sehr komisch: als hätte man dort ein Lager, von dem je nach Bedarf Menschen angeliefert und vor Gericht gestellt werden.

C. L.: Haben Sie, als Sie Informationen über NS-Verbrecher sammelten, mit sowjetischen Behörden zusammengearbeitet?

S. W.: Vor 1967 korrespondierten wir mit einem Untersuchungsführer in Riga, der uns Unterlagen zuschickte. Auf der Rückseite jedes Dokuments war ein Stempel, der bestätigte, daß es mit amtlicher Erlaubnis abgeschickt wurde. Übrigens geschieht in der Sowjetunion nichts ohne Erlaubnis. Doch 1967, nach dem Sechs-Tage-Krieg, brach die Sowjetunion alle Beziehungen zu Israel ab. Und obwohl ich mit diesen Ereignissen überhaupt nichts zu tun hatte, war unsere Zusammenarbeit beendet. Zwischenzeitlich ist der Mann in Riga gestorben.

Ich habe viele Bücher veröffentlicht, natürlich nicht auf Russisch. Keines meiner Bücher ist antisowjetisch, in allen geht es um meine Arbeit beim Aufspüren von NS-Verbrechern. Doch alle meine Arbeiten stehen in der Sowjetunion auf der schwarzen Liste. Ein sowjetischer Schriftsteller bat mich, ihm mein Buch zu schicken. Ich tat es, aber das Buch traf nicht bei ihm ein. Ich hatte es per Einschreiben geschickt. Ich fragte bei der Post nach. Man teilte mir mit, daß das Buch beschlagnahmt worden sei.

C. L.: Wie erklären Sie sich den Haß, den die sowjetische Presse Ihnen entgegenbringt? Läßt sich das mit Ihrer Tätigkeit für den Schutz der Menschenrechte in Verbindung bringen?

S. W.: Ja, meiner Ansicht nach liegt es nur daran. Das gleiche spielt sich in Polen ab. Dort wurde 1968 das Buch *In den Netzen Simon Wiesenthals* veröffentlicht. Darin hieß es, ich sei der Besitzer der Zeitschrift *Der Spiegel* und der Zeitung *Le Monde* und Jean-Paul Sartre sei mein Agent und dergleichen mehr. Es wurde eine lange Liste anderer Agenten angeführt - alles Menschen, die ich

nie gesehen habe. Herausgeber war das polnische Verteidigungsministerium, der Autor hieß Wacław Stefansky, was aber gar nicht sein echter Name ist. Eigentlich heißt er Ignaz Krasiwsky und entstammt einem alten Adelsgeschlecht. Bei der Rückkehr von einer Italien-Reise wurde er beim Schmuggeln ertappt. Man sagte ihm: Entweder arbeitest du mit uns zusammen, oder du kommst ins Gefängnis. Er entschied sich für die Zusammenarbeit. Was es in diesem Buch nicht alles gibt! Selbstverständlich steht dort Schwarz auf Weiß, ich hätte den Nazis gedient und deshalb überlebt. Bei einem diplomatischen Empfang traf ich einmal den polnischen Botschafter und sagte zu ihm: Selbst wenn der Autor auf jeder Seite nur einmal gelogen hätte, wäre das für ihn schon eine starke Leistung gewesen.

Die Kampagne gegen mich begann damals im Jahre 1968, nachdem ich das Material über die Nazis in der DDR veröffentlicht hatte. All das spielt sich auf einem sehr niedrigen Niveau ab. Beispielsweise erschien ein Artikel in der sowjetischen Zeitung *Sozialistische Industrie*, der in der Tschechoslowakei sofort nachgedruckt wurde. Von dort wanderte er in die DDR und dann tauchte er in polnischen Zeitungen auf. Aus Polen gelangte der Artikel, als handele es sich um einen polnischen Beitrag, wieder in die Sowjetunion und landete dieses Mal in einer anderen sowjetischen Zeitung. Nach zwei Jahren sind ein paar neue Einzelheiten hinzugekommen, wieder kommt es zu einer Publikation, und alles fängt wieder von vorne an ...

C. L.: Möglicherweise läßt sich der Haß gegen Sie teilweise mit dem Antisemitismus zu erklären, der insgeheim vom Staat unterstützt wird?

S. W.: Zweifellos. Wahrscheinlich wird Sie das, was ich Ihnen jetzt erzähle, in Erstaunen versetzen. Vor zwei Jahren suchte mich ein Mitarbeiter der Konsularabteilung der chinesischen Botschaft auf. Er fragte mich nach dem Antisemitismus in der Sowjetunion und bat mich, ihm einschlägige Publikationen zu zeigen ... Ich sagte zu ihm: In China gibt es doch gar keine Juden, warum interessieren Sie sich dafür? Er entgegnete, daß man sich mit den nationalen Problemen in der Sowjetunion befasse, unter anderem würde man sich in diesem Zusammenhang auch für den Antisemitismus interessieren.

C. L.: Juden gibt es zwar in China nicht, doch China betrieb selbst eine Politik des Genozids gegenüber bestimmten nationalen Minderheiten. Zumindest war das in Tibet der Fall. Ist denn eine Zusammenarbeit mit Menschen, die selbst in viele Verbrechen verwickelt sind, moralisch?

S. W.: Das ist keine Frage der Ethik, sondern eine der Politik. Die Chinesen interessieren sich für die Lage in der UdSSR, insbesondere für den Antisemitismus als Teil der zwar nicht offiziellen, aber doch in der Praxis verwirklichten Doktrin. Ich bin sicher, daß sich die Chinesen auch an die ukrainischen Nationalisten im Ausland gewandt und sie über die Situation in der Ukraine ausgefragt haben. Möglicherweise gab es auch Gespräche mit Vertretern anderer Nationalitäten. Heutzutage sind Informationen eine Waffe. Ich muß schon sagen, daß mich dieser Besuch überrascht hat. Ich fragte ihn: Warum sind Sie nicht zur israelischen Botschaft gegangen? Er berief sich darauf, daß China keine diplomatischen Beziehungen zu Israel unterhalte und man ihm befohlen habe, sich an mich zu wenden.

C. L.: Entschuldigen Sie die folgende harte Frage, die ich als *Advocatus Diaboli* stelle. Ggesetzt den Fall, der Krieg sei mit dem Sieg Nazideutschlands zu Ende gegangen. Die Strafverfolgung sowjetischer Bürger, die sich eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht haben, wird aufgenommen. Wäre es moralisch gerechtfertigt, den Nazis bei solchen Nachforschungen zu helfen? Kann man mit Verbrechern zusammenarbeiten, um gegen andere Verbrecher vorzugehen?

S. W.: Alles, was ich tue, geschieht legal. Mitunter bekomme ich von Nazis Informationen über andere Nazis, man bietet sie mir sogar zum Kauf an. Ich gestehe, daß es mir als Jude und jemandem, der im KZ war, die allergrößte Genußtuung bereitet, wenn ein Nazi einem anderen Nazi, mit dem er sich verkracht hat, droht: "Ich geh zum Simon Wiesenthal und erzähl ihm alles über dich!" Sie kommen tatsächlich zu mir und werden zu meinen besten Informanten. Doch wenn man die einen Verbrecher gegen die anderen benutzt, dann man muß dafür bezahlen. Freilich kein Geld, sondern indem man die Sünden vergibt ... Ich gebe mich nie zu unwürdigen Dingen her. Wissen Sie, nach dem Krieg kamen jüdische Partisanen zu mir, die in den Wäldern Weißrußlands, Jugoslawiens und Polens gekämpft hatten. Sie sagten: "Simon, gib uns die Namen, gib uns die Adressen, und wir erfüllen unsere Pflicht. In den Wäldern gab es bei uns keine Gerichtsverfahren. Uns reicht es, wenn du uns sagst, dieser Mann ist schuldig!" Ich lehnte es ab, ihnen Namen zu nennen. Ich fragte sie: Wieviel Menschen könnt ihr töten? Fünf, zehn? Vielleicht hundert? Dann wird man euch Einhalt gebieten. Die Bilanz wird lauten: hundert gegen sechs Millionen. Die Leute werden dann sagen: Die Nazis haben Juden umgebracht, und nach dem Krieg haben die Juden Nazis umgebracht, und das Problem wird abgehakt. Doch solange die Generation der Opfer und solange die Generation der

Verbrecher am Leben ist, muß diese Frage offen bleiben. Sie muß eine ewige Warnung an künftige Mörder sein, an die, die vielleicht heute schon geboren sind. Jetzt suchen wir die, die vor vierzig, zweiundvierzig oder vierundvierzig Jahren Verbrechen begangen haben. Sie sind jetzt etwa achtzig. Wenn ein Achtzigjähriger vors Gericht tritt, sind die Sympathien des Publikums immer auf seiner Seite. Trotzdem ist es unsere Pflicht, ihn vor Gericht zu bringen. Man darf nicht zulassen, daß die Welt vergißt, was sich zugetragen hat.

Letzten Endes hat ein Gerichtsverfahren nur eine symbolische Bedeutung. Es ist doch unmöglich, ein Strafmaß für jemanden zu finden, der 5 000 Menschen ermordet hat, selbst für einen kleineren Fisch, der "nur" 500 auf dem Gewissen hat. Außerordentlich wichtig ist es jedoch, daß in 10, 50 oder 100 Jahren potentielle Verbrecher wissen, was sie erwartet. Alle diese Nichtsnutze, die sich jetzt in Südamerika versteckt halten, stellen keinerlei reale Gefahr dar und haben überhaupt keinen Einfluß, sie sind überhaupt ein Nichts. Man darf sie jedoch nicht in Ruhe sterben lassen. Das darf man nicht! Weil es künftigen Mördern eine Warnung sein soll. Eine Warnung an alle in aller Welt, Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen.

Bücher wie *Der Archipel GULAG* von Soltschenizyn haben in der Sowjetunion selbst vielleicht keinen sonderlich starken Eindruck hinterlassen, da die Menschen im Großen und Ganzen auch so alles wußten, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, doch insgesamt war es keine Überraschung. Dafür rief dieses Buch in den Ländern des Westens Erschütterung hervor.

C. L.: Sehr interessant ist, was Sie über die jüdischen Partisanen, die bei Ihnen waren, berichtet haben. Wenn man sich nun vorstellt, daß es ihnen tatsächlich gelungen wäre, nicht 60, sondern 6 000 000 Verbrecher ohne Gerichtsverhandlung hinzurichten, wäre es dann Ihrer Ansicht nach eine gerechte Vergeltung gewesen? Glauben Sie überhaupt an eine gerechte Vergeltung ohne Gerichtsverhandlung?

S. W.: Nein. Wir dürfen den moralischen Aspekt dieser Sache nie vergessen. In alten Gerichtssälen kann man noch die Waage, das Symbol der Rechtssprechung, sehen. Ich sagte mal zu einem Richter: Wissen sie, worin der Sinn dieses Symbols besteht? Die Strafe muß dem Verbrechen angemessen sein. Auf die eine Waagschale kommt das Verbrechen, auf die andere das Urteil. Können sie immer ein angemessenes Urteil aussprechen? Er schwieg ... In einem Prozeß bekam ein Angeklagter pro Opfer eine halbe Minute Haft! Man hat also nicht nur den juristischen Aspekt im Auge zu behalten. Man muß auch den sittlichen, den historischen und den erzieherischen Aspekt berücksichtigen. Das betrifft auch

die, die in der Sowjetunion Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben. Nehmen wir mal an, Stalin wäre noch am Leben und käme vor Gericht. Wie soll er allein für die Verbrechen beim Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals, bei dem eine halbe Million Menschen ums Leben kamen, bestraft werden? Er hat ja nur ein Leben. Wie kann man also von einer angemessenen Strafe sprechen? Man kann einen Verbrecher strafen, der einen oder zwei Menschen auf dem Gewissen hat. Doch das, was jetzt geschieht, das verstößt gegen den Geist des Gesetzes, denn jeder ums Leben gekommene Mensch hat hinsichtlich seines Todes einen Anspruch auf ein Gerichtsverfahren. Kann man aber 40 Tsd. Prozesse durchführen, wenn der Angeklagte des Mordes in 40 Tsd. Fällen angeklagt ist? Das Schlimme bei all diesen Prozessen besteht darin, daß die Verbrechen, um die es geht, so gewaltige Ausmaße haben, daß man dafür ein wahrhaft kosmisches Recht schaffen müßte. In fast allen Ländern sind Strafgesetze in Kraft, die älter als hundert Jahre sind. Tun Sie mal einen Blick in die Annalen der Kriminalistik. Wer hat vor hundert Jahren Massenmorde begangen? Kranke Menschen. Wenn irgendein Verrückter Amok lief, konnte er ein Dutzend Passanten auf der Straße töten. Doch in unserem Jahrhundert sind wir im Nazideutschland und in der Sowjetunion unter Stalin Mördern begegnet, die von ihrem Schreibtisch aus per Telefon oder Telegraph zwanzigtausend Menschen töteten, die Hunderte und Tausende von Kilometern von ihnen entfernt waren.

C. L.: Ja, im 20. Jahrhundert sind wir zum ersten Mal mit der Situation konfrontiert, daß Massenmorde zu einer "normalen" Erscheinung wurden. Dabei sind alle Bürger des Landes, wo das geschieht, in der einen oder anderen Weise an den Verbrechen des Staates beteiligt. Wie soll man da die Schuldigen von den Unschuldigen unterscheiden? Selbst ein kleiner Beamter ist da so oder so in die Untaten verwickelt.

S. W.: Nach meiner Befreiung aus dem KZ arbeitete ich etwa ein Jahr lang mit den Amerikanern zusammen. Das war in Linz, in Österreich, im Amt für die Aufklärung von Kriegsverbrechen. Wir waren zwanzig Personen, die von den Nazis verfolgt worden waren. Ich war der einzige Jude unter ihnen. Es waren auch einige amerikanische Staatsbürger dabei. Eines Tages kam ein Inspektor zu uns, der uns beibringen sollte, wie wir die Schuldigen zu suchen hätten. Wir saßen um den Tisch herum, und der Reihe nach teilte jeder seine Erfahrungen mit. Wir diskutierten, wie man die, die mit den Nazis nur kollaboriert hatten, und die, die Befehle erteilt hatten, ausfindig machen sollte. Als ich an der Reihe war, sagte ich, daß wir falsch vorgehen. Jetzt, ein Jahr nach Kriegsende, müsse man nicht die Schuldigen, sondern die Unschuldigen suchen. Es seien ih-

rer gar nicht so viele. Es gebe viel mehr Schuldige. Die einen hätten die Verbrechen direkt begangen, andere hätten sie gutgeheißen, Dritte hätte geschwiegen ... Ein Terrorregime wie das nationalsozialistische bezieht alle in seine Maschinerie ein: Tausende, Zehn- und Hunderttausende. Alle stehen ständig unter Druck und unter Kontrolle. In einem Haus mit zweihundert Bewohnern gab es immer zwei oder drei Informanten der Gestapo, und die Menschen wußten, daß jeder beobachtet wurde. Dasselbe geschah und geschieht in der Sowjetunion. Jegliche Opposition wird selbstverständlich unterdrückt, ganz genau so, wie die Nazis ihre potentiellen Feinde - also die, die noch in keiner Weise in Erscheinung getreten waren, sondern denen sie einfach mißtrauten - beseitigten.

C. L.: Dann wären ja alle schuldig? Aber man kann doch nicht alle bestrafen. Was ist also zu tun?

S. W.: Ich glaube nicht an die kollektive Schuld. Ich bin aus zwei Gründen gegen diesen Begriff. Erstens waren die Juden über Jahrhunderte hinweg Opfer der Verleumdung. Man hielt das ganze Volk für Taten verantwortlich, die von Einzelnen begangen wurden. Außerdem lese ich die Bibel, und in der Bibel gibt es eine Stelle, die der kollektiven Schuld direkt entgegensteht: Ich meine die Geschichte von Sodom und Gomorrha. Allerdings glaube ich an die kollektive Scham, an die kollektive Scham des deutschen Volkes, denn in seinem Namen wurden alle diese Verbrechen begangen. Den Deutschen wurde immer gesagt, alles geschehe für Deutschland. In der Sowjetunion geschahen die Verbrechen im Namen des Regimes, nicht im Namen des Volkes. Darin liegt der Unterschied. Manchmal hieß es: im Namen der sozialistischen Gesellschaft - nicht jedoch im Namen des Volkes, denn in der Sowjetunion gibt es viele verschiedene Nationalitäten ...

C. L.: Trotzdem wurde der Ausdruck "Sowjetvolk" erfunden, und im Namen dieses Volkes werden nun alle Untaten begangen.

S. W.: Ja, doch das ist ein künstlicher Begriff.

C. L.: Ich glaube trotzdem, daß nicht zufällig der Ausdruck "Feind des Volkes" verwendet wurde. Nicht "Feind des Kommunismus", sondern eben "Feind des Volkes".

S. W.: Natürlich erinnere ich mich daran. Doch diejenigen, die andere als Feinde des Volkes bezeichneten, waren später selbst Volksfeinde. Das war eine alltäg-

liche Angelegenheit. Sie fragen: Was ist zu tun, wie sieht die Lösung aus? Was ist zu tun, damit sich die Geschichte für unsere Kinder und Enkelkinder nicht wiederholt? Das steht nicht in unseren Kräften. Was ich tue, ist nur der Versuch, eine Art Alibi für meine Generation zu schaffen und die Schuld der Überlebenden zu sühnen. Ich war Architekt in Lemberg. Dort gab es 150 000 Juden - das war die Hälfte der Einwohnerschaft. Es blieben 500 Menschen übrig. Verstehen Sie, was es bedeutet einer von 500 Überlebenden bei insgesamt 150 000 Menschen zu sein? Das hat nichts mit Glück zu tun. Man fragt sich: Warum ich und nicht ein anderer? ... Ein anderer war besser und klüger als ich, er hätte der Gesellschaft mehr als ich geben können. Und da hat man dann den Wunsch, diejenigen zu ersetzen, die nicht überlebt haben. Vielleicht ist das nur mein persönliches Empfinden. Ich traf auch Überlebende, die nach dem Krieg alles zu vergessen versuchten. Sie gingen nach Israel, in die USA, gingen da ihren Geschäften nach, machten Geld und wurden manchmal sogar Millionär. Dann traten sie in den Ruhestand. Doch wenn sie gläubig waren, dann mußten sie sich scheußlich fühlen, da sie ja daran glaubten, mit den Umgekommenen im Jenseits zusammentreffen. Und da wird man sie fragen: Was hast du getan, um unseren Tod zu sühnen? Von diesem Standpunkt aus bin ich nicht nur das kranke Gewissen der Nazis, sondern auch das kranke Gewissen der Juden. Was ich tue, ist auch die Pflicht Tausender anderer Juden. Aber möglicherweise ist dies nur meine persönliche Antwort. Es kann nicht die Antwort eines ganzen Volkes sein, das sechs Millionen Menschen verloren hat.

C. L.: Eine praktische Frage: Wenn alle in einem unterschiedlichem Maß an den Verbrechen beteiligt waren, wen suchen Sie sich dann konkret als Objekt aus, das es zu verfolgen gilt? Klar, daß jemand, der sechs Millionen Juden ermordet hat, ein Verbrecher ist, doch ...

S. W.: Von Anfang an ging ich nicht nur gegen die vor, die Juden ermordet haben. Ich mache keinen Unterschied zwischen denen, die Juden, Zigeuner oder Russen umgebracht haben. Unter den mit meiner Hilfe Verhafteten waren Personen, die Zigeuner oder italienische Häftlinge ermordet, und solche, die in russischen Dörfern ihr Unwesen getrieben haben. Ich spreche die ganze Zeit nicht nur von meinen sechs Millionen Landsleuten, sondern von allen, die in den KZ der Nazis umgekommen sind.

C. L.: Meine Frage zielte nicht auf die "nationale Präferenz". Es geht um das Ausmaß der Verbrechen. Werden sie jemanden verfolgen, der nur einen Menschen ermordet oder nicht einmal ermordet, sondern nur Beihilfe dazu geleistet

hat? Wo ist die Trennungslinie zu ziehen, hinter der sich diejenigen befinden, die verfolgt werden müssen?

S. W.: Das ist eine sehr bedeutsame Frage. Sie wird schon lange von Historikern und Juristen diskutiert. Es gibt verschiedene Gruppen von Verbrechern. Zur ersten gehören die, die Befehle erteilten, zur zweiten die, die sie ausführten. Doch am meisten schuldig gemacht haben sich die, die Verbrechen ohne entsprechende Befehle verübt haben. Viele Menschen hält nur die Angst vor Bestrafung von Verbrechen ab. Falls solche Menschen von der Verantwortung, sei es eine juristische oder moralische, befreit werden, was im Hitlerdeutschland der Fall war, dann handeln sie auch ohne Befehle und gehorchen nur ihren sadistischen Trieben. Ein Beispiel. Ich hoffe, in den nächsten Tagen jemanden verhaften lassen zu können. Nach dem Studium der Medizin sollte er seinerzeit als Militärarzt bei der Waffen-SS nach Norwegen gehen. Um gewisse Erfahrungen zu sammeln, kam er zum Praktikum ins KZ Mauthausen. Und da sammelte er seine Erfahrungen: Das "Menschenmaterial" bedeutete für ihn nicht mehr als Kaninchen oder Ratten. Niemand erteilte ihm Befehle, dieses oder jenes zu tun. Er nahm gesunde Menschen, schnitt ihnen ohne Narkose die Gliedmaßen ab, schnitt ihnen die Bäuche auf und ließ sie auf dem Operationstisch sterben. Ich wiederhole - ohne entsprechende Befehle.

Übrigens wurden die Dienstvorschriften beim Militär von den Nazis nicht verändert. In § 47 heißt es da unter anderem, daß ein Befehl, falls er verbrecherisch ist, nicht ausgeführt zu werden braucht. Und es gab deutsche Offiziere, sogar bei der Polizei, die bei solchen Befehlen erklärten: Nach § 47 verweigere ich den Gehorsam. Und ihnen ist nichts passiert! Man sagte ihnen: Ihr seid Deppen, der Führer mag starke Menschen, nach dem Krieg rechnen wir mit euch ab und dergleichen mehr. Doch man ließ sie in Ruhe. Bei all den Prozessen, und davon gab es Tausende, versuchten die Verteidiger, wenigstens einen Fall ausfindig zu machen, in dem ihr Mandant sich geweigert hätte, einen Befehl auszuführen. Es fand sich kein einziger.

C. L.: Sie haben viele Verbrecher gesehen. Trafen Sie auch auf Menschen, die am Claude-Easerly-Komplex litten? Ich meine den Piloten, der die Bombe auf Hiroshima abwarf und dann den Verstand verlor, als ihm das Ausmaß dessen, was er angerichtet hatte, bewußt wurde.

S. W.: Ich meine, es ist unrichtig, die Verbrechen, über die wir sprechen, als Kriegsverbrechen zu bezeichnen. Die Verbrechen der Nazis begannen bereits sechs Jahre vor dem Krieg. Die Einrichtung der Konzentrationslager, die

"Kristallnacht", die Ausrottung Unschuldiger - das alles war noch vor dem Krieg. Aber auch während des Krieges wurden Millionen Menschen in Konzentrationslagern umgebracht, die Tausende von Kilometern von der Front entfernt waren. Diese Verbrechen haben nichts mit dem Krieg zu tun. Der Krieg hat sie ermöglicht, doch er entschuldigt sie nicht. Wenn wir diese Verbrechen als Kriegsverbrechen bezeichnen, dann machen wir Verbrecher gleichsam zu Soldaten. Soldaten riskieren jedoch ihr Leben, diese Menschen riskierten jedoch überhaupt nichts. Das war ihr "innerer Krieg". Es kommt nicht von ungefähr, daß 95 Prozent der Verbrecher den Krieg wohlbehalten überstanden haben. Deshalb spreche ich nicht von den Kriegsverbrechen, sondern immer von den nationalsozialistischen Verbrechen.

Ich verstehe sehr wohl, daß es auch reine Kriegsverbrechen gibt. Hiroshima ist ein Kriegsverbrechen. Die Bombardierung von Coventry oder Dresden ist ein Kriegsverbrechen. Meiner Ansicht nach ist überhaupt jeder Krieg ein Verbrechen. Es gibt genug Platz und Nahrung auf der Welt. Alle Probleme lassen sich friedlich, einvernehmlich lösen. Der Völkermord löst keine Probleme, für ihn läßt sich keine Rechtfertigung finden. Seinerzeit habe ich das Institut für die Erforschung des Völkermords beim College für Strafrecht an der Universität von New York gegründet. Vor zehn Tagen hatten wir unsere Jahresversammlung, bei der zwei Vorträge gehalten wurden. Ein Referent sprach über den Völkermord in Kambodscha - die ganze Welt weiß davon. Der andere Referent war ein Indianer, der in Nicaragua im Gefängnis saß. Er berichtete über die Lage von 100 000 Indianern in Ost-Nicaragua. Darüber, wie das jetzige Regime versucht, sie unter seine Kontrolle zu bringen. Die Indianer waren niemals von jemandem abhängig. Auf welche Weise kann ihnen die Regierung die Unabhängigkeit nehmen? Nur indem sie ihre Nahrungsquellen kontrolliert. Doch die Indianer lebten von der Jagd und vom Fischfang und hatten die Hilfe der Regierung nicht nötig. Was hat das sandinistische Regime getan? Die Hälfte der Indianerdörfer wurde zerstört, die Bewohner wurden in Lager umgesiedelt. Jetzt sind sie ganz in der Hand der Regierung.

Dieser Bericht war für viele eine totale Überraschung. Ich schickte einen Bericht darüber an Willy Brandt, den Vorsitzenden der Sozialistischen Internationale, da die Internationale sich schützend vor das sandinistische Regime in Nicaragua stellt. Ich bat Brandt, eine Delegation aus drei Indianern zu empfangen und sie anzuhören. Ich weiß nicht, ob er sich dazu bereit erklärt hat.

Wie viele Menschen wurden - nach den Greuelthaten der Nazis - während des Völkermords in Biafra umgebracht, wie viele kamen in Vietnam, in Uganda und in anderen Teilen der Erde ums Leben. Die Menschheit hat keine Lehren aus dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes gezogen. Das Wissen um die Verbrechen hat unsere Welt nichts gelehrt.

Und noch eins: Bei vielen Prozessen sagten die Angeklagten, sie hätten das getan, was auch in der Sowjetunion geschehen sei. Warum verfolgt ihr uns, sagten sie, und laßt die Kommunisten, die auch eine Unzahl von Menschen umgebracht haben, unbehelligt? Stattdessen sitzt ihr neben ihnen auf den Gerichtsstühlen in Nürnberg! Viele Exnazis faßten das als einen Freispruch ihrer selbst auf ...

C. L.: Es hat also keiner der Verbrecher, mit denen Sie es zu tun hatten, Reue gezeigt, seine Schuld eingesehen?

S. W.: Ich habe in verschiedenen Ländern der Welt insgesamt mehr als 1 150 Personen auf die Anklagebank gebracht. Nur drei davon sagten, daß sie ihre Taten bereuten. Und wissen Sie, was ihnen widerfuhr? Sie erhielten die härtesten Strafen. In den übrigen Fällen stritten die Angeklagten einfach ab, was man ihnen vorwarf. Sie sagten zum Beispiel, der Zeuge habe einen anderen gesehen, und nannten sogar Namen. Die Geschworenen waren somit nicht ganz davon überzeugt, daß der Angeklagte schuldig sei. Etwas anderes ist es, wenn ein Mensch von sich aus bereut. Da gibt es keine Zweifel, daß die Tat von ihm begangen wurde. In manchen Dörfern hat nur ein Zeuge überlebt. Wir konnten deshalb nichts beweisen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Informationen in den Zeitungen zu veröffentlichen, um dem Verbrecher wenigstens die Laune zu verderben.

C. L.: Sie erwähnten die Zweifel bei der Schuldzuweisung. Welches sind Ihre wichtigsten Informationsquellen? Wie läßt sich deren Zuverlässigkeit beurteilen? Wurden Sie auch mit vorsätzlicher Desinformation konfrontiert?

S. W.: Jeden Tag erhalte ich 30 bis 50 Briefe, von denen viele Informationen über Verbrecher enthalten. Besonders viele Briefe kommen aus Südamerika. Ich habe eine riesige Liste mit den Namen von 60 000 Verdächtigen. Wissen Sie, wenn man eine so große Erfahrung besitzt, dann fühlt man mit den Fingerspitzen, ob jemand die Wahrheit schreibt oder lügt. Zweifellos kommen auch Fehler vor, doch in der Mehrzahl der Fälle spürt man unschwer heraus: Das könnte stimmen, aber das ist unmöglich. Während meiner Nachforschungen in etwa 1 100 Fällen, in denen es schon zu einer Gerichtsverhandlung gekommen ist, und in 6 000 Fällen, in denen die Ermittlungen noch nicht abgeschlossen sind, hatte ich mit einer Unzahl unterschiedlicher Menschen zu tun. Nur vier Personen verklagten mich ihrerseits wegen Verleumdung, und alle vier verloren den Prozeß. Der letzte der vier war ein bekannter österreichischer Politiker. Meiner

Meinung nach ist es ein schweres Verbrechen, einen Unschuldigen zu verurteilen. Bevor wir jemanden beschuldigen, wird der Fall von uns mehrfach überprüft, wir befragen die Zeugen und vergleichen ihre Aussagen miteinander. Das ist der Grund, warum in vielen Fällen die Nachforschungen so lange dauern.

C. L.: Sie sprachen schon von der Hilfe, die Ihnen die Sowjetunion und die Länder Osteuropas gewähren, genauer gesagt - nicht gewähren. Wie steht es aber mit den Vereinigten Staaten, der Bundesrepublik Deutschland und anderen demokratischen Ländern?

S. W.: Am besten klappt meine Zusammenarbeit mit Westdeutschland. Sie ist ausgezeichnet. Das liegt am deutschen Nationalcharakter: Hat man eine Anordnung erhalten, dann wird sie gewissenhaft ausgeführt. Völlig anders ist die Situation in Österreich. Dieses Land erklärt, daß es das erste Opfer des Nationalsozialismus gewesen sei. Als Land schon, nicht aber als Volk. Viele fragen mich, warum sich mein Büro in Wien befinde, es sei doch einfacher und leichter, eines in Westdeutschland zu eröffnen. Es geht darum, daß die Bevölkerung Österreichs nur 8,5 % der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland ausmacht, daß aber die österreichischen Nazis für 50 % aller NS-Verbrechen verantwortlich sind. Vier Fünftel von Eichmanns Mitarbeitern waren Österreicher. Drei Viertel der Vernichtungslagerkommandanten waren gebürtige Österreicher. Nach dem Anschluß Österreichs ans Reich wurde eine große Zahl österreichischer Polizeioffiziere sowie ziviler Beamter nach Deutschland versetzt. Und als Polen besetzt wurde, schickte man 2 000 Mitarbeiter der Polizei zur Arbeit dorthin. Dann beschloß man die "Endlösung" der Judenfrage. Juden aus ganz Europa wurden nach Polen in die Vernichtungslager gebracht. Die meisten Posten in diesen Lagern waren mit Österreichern besetzt. Gerade in Österreich stößt meine Tätigkeit auf den stärksten Widerstand. Kanzler Kreisky geriet in Wut, als ich feststellte, daß vier Mitglieder seiner Regierung ehemalige Nationalsozialisten waren. Noch schlimmer kam es, als ich kurz vor den Wahlen aufdeckte, daß der Vizekanzler in der geplanten Koalitionsregierung einer Sonderinheit angehört und sich 20 Monate lang in Rußland an Morden - nicht an der Front, sondern im Hinterland - beteiligt hatte. Unter Kreisky gab es in Österreich nur acht Prozesse gegen Naziverbrecher, in sechs dieser Prozesse wurden die Angeklagten freigesprochen.

Mit Holland, Norwegen und Dänemark ist die Zusammenarbeit sehr gut. Was die USA betrifft, so ist die Zusammenarbeit einfach hervorragend, doch erst nachdem unter Carter ein Büro für Sondernachforschungen eingerichtet wurde. Zuvor hatte sich damit der INS (Immigration and Naturalisation Service) befaßt.

In New York gab es bei der INS drei Mitarbeiter, die für das gesamte Gebiet des Landes zuständig waren. Was konnten die schon ausrichten? Jetzt hat sich die Lage verändert. Sie haben in unserem Büro eine junge Frau aus der historischen Abteilung des Büros für Sondernachforschungen gesehen, sie studiert hier unser Material. Jede Woche stehen wir telefonisch in Kontakt mit dem Büro in den USA. Gegenwärtig arbeiten wir an 220 Fällen, und ich nehme an, daß wir es auf 3 000 Fälle bringen könnten. Es ist eine sehr schwierige Arbeit. Unsere Nachforschungen haben nur wenig Ähnlichkeit mit der Tätigkeit einer Mata Hari. Schon eher erinnern sie an die Fertigung eines Mosaikbildes aus vielen kleinen Steinchen, die man einzeln aneinanderfügt.

